Thautropfen.

Uebersetzungen aus dem Französischen
und Erzählungen

von

Alexandra,

k. Prinzessin von Bayern.

München, 1863.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung (A. Rohsold).

Ihrer geliebten Schwägerin,

Königin Maria von Bayern,

in deren Herzen die Armen eine Zufluchtsstätte finden,

widmet in Schwesterliebe dieses Büchlein

Alexandra von Bayern.

Vorrede.

„Das beste Heilmittel für niedergebeugte Seelen ist die Beschäftigung mit dem Glücke Anderer."

Dieser Satz gefiel mir so wohl, daß ich denselben in mein Gedächtniß einprägte.

O, wie mannigfaltige Gelegenheit bietet uns der barmherzige Allvater, die Leiden unserer eigenen Seele zu mildern, indem wir dem Heilande in unsern Nebenmenschen dienen! Da die Barmherzigkeit so vielfältig ist, wie der aus kleinen und großen Blüthen geflochtene Kranz, so vermag ein Jedes von uns — arm oder reich — an diesem erhabenen, unsere eigene Seele erquickenden Dienste Theil zu nehmen.

So möge auch dieses Buch, welches durch Uebersetzung der „drei Rosen", „Olga" — und „Elisabeth" — eine freundliche Beigabe von G .... — bereichert wurde, und dessen Ertrag für das segensvolle Haus der göttlichen Vorsehung in Nähe der schmerzhaften Kapelle zu München bestimmt ist, ein Schärflein zur Linderung der Armuth beitragen und dem Thautropfen gleichen, welcher in den Kelch der Blume herabfällt, um sich mit dem süßen Wohlgeruche zur Ehre Gottes zu vereinen; möge es aber auch zugleich die freundlichen Leser und Leserinnen auffordern, in den schweren Leidensstunden, die keinen Stand verschonen, nicht des süßen Arzneimittels zu vergessen, welches heißt:

„Unermüdetes Mitarbeiten an dem Glücke unserer Nebenmenschen."

Inhalt.

Erzählungen

von

Alexandra, k. Prinzessin von Bayern.

Inhalt.

Erzählungen

von

Alexandra, k. Prinzessin von Bayern.

Der Taubenschlag.

Nach dem Französischen aus den Horizons-Prochains

von

Gräfin Gasparin.

Sie werden in Ihren Erwartungen eine Täuschung erfahren. Hier gibt es keinen andern Taubenschlag, als ein armes Zimmer und keine andern Tauben, als einen alten Mann mit seiner Frau.

Ich saß an einem Märzabende, während es draußen schneite, lesend in meinem Wohnzimmer zu Paris, als sich die Thür öffnete und mir ein Brief überreicht wurde. Ich wußte dessen Inhalt, ehe ich denselben noch abgenommen hatte: ein Armenbrief! Die Meisten sehen sich ähnlich. Gleiches Papier, gleiche Schrift, gleicher Duft der Armuth, wenn nicht von Tabak oder von Branntwein.

Sind wir denn solche Sclaven der Lebensverhältnisse, daß oftmals die Armuth sogar die Charakterzüge unserer Eigenthümlichkeit auslischt! Einst waren sie reich und feinfühlend gewesen, sie hatten ihre Launen, ihre Neigungen, ihre Eigenthümlichkeiten; sie werden arm und dann geschieht es manchmal, daß sich Alles ebnet. Vielleicht werden auch sie nothgedrungen, die Mildthätigkeit ihrer Nebenmenschen anzuflehen,

ihre Feder in diese blasse Tinte einzutauchen, vielleicht wird ihr Gedanke auch die gebahnten Wege verfolgen, und ihrem Bittgesuche werden diese demüthigen Falten eingeprägt: arm — werden sie auch den Brief der Armen schreiben. —

Die Schrift, welche ich in der Hand hielt, duftete weder von Branntwein, noch von Tabak; aber meine Seele litt wahrlich an Erschöpfung über das manigfache Elend meiner Nebenmenschen. Ich hatte dieses während des ganzen Winters angesehen und hiefür meine Kräfte verbraucht. Viele Betrügereien, viele Schlechtigkeiten gaben mir das Recht — so schien es mir wenigstens — mich in eine selbstsüchtige Ruhe zu flüchten. Ich fühlte mich sogar versucht, den Brief uneröffnet zurückzusenden, mich wieder in den Lehnstuhl zu legen und mich dem Schlummer der Unbarmherzigkeit hinzugeben. Doch that ich es nicht, vielleicht aus Scham vor mir selbst, vielleicht, weil der Bediente, welcher unfern der Thüre in Erwartung meiner Antwort stehen geblieben, mir zuflüsterte: — „Sie sind da." —

Ich gab mit der Hand das Zeichen, man möge mich allein lassen, zerriß den Umschlag des Briefes und las. Dieser Umschlag enthielt zwei Briefe. Der Eine — die Bittschrift des Armen — in regelrechten Schriftzügen, gleich vielen andern, welche ich bereits empfangen, enthielt die gewohnten Worte: „Gott — Ihre Barmherzigkeit — Verzweiflung" — mit

wohlverzierten Anfangsbuchstaben, welche ein wahres Schreibtalent bezeugten. Uebrigens bemerkte ich in der Bittschrift nichts, was dieselbe vor andern ausgezeichnet hätte. Die Schilderung der äußersten Armuth trug wohl das Gepräge der Aufrichtigkeit und einige Worte glichen dem Hilferuf einer bedrängten Seele; endlich folgten Glaubensversicherungen, welche christliche Herzen bekundeten; aber ich hatte schon so viele berechnete Herzensergießungen vernommen und meine Ohren waren hievon dermassen ermüdet, daß ich wirklich die falschen von den wahren nicht mehr zu unterscheiden vermochte, und dies ist für uns, die wir Gutes thun wollen, eines der schwersten Leiden unsers Berufes.

Der andere Brief war von dem erwähnten ganz verschieden. Es war das frei geschriebene Empfehlungsschreiben eines zu Lyon im Wohlstande lebenden Mannes. Ich kannte ihn; — er sandte mir ein unglückliches Tapezierers-Ehepaar, welches einstens reich und von altherkömmlicher Rechtlichkeit, nun durch mißlungene Geschäfte zu Grunde gerichtet worden war. Das Unglück hatte sie ihm zugeführt, und er hatte ihnen, während er sie nach Kräften unterstützte, vom Besten, was er besaß, vom einfachen, christlichen Glauben mitgetheilt.

Sie glaubten, sie liebten Gott, aber es war ihnen peinlich, vom Almosen zu leben. Es gab in Lyon für sie keine Arbeit, aber sie hofften, welche in Paris

zu finden. Seit diese Erwartung in dem Paare auflebte, vermochte man sie nicht mehr zurückzuhalten. Die Frau wäre geblieben, da sie klarer sah, doch der Mann war in Täuschungen gleichsam eingesponnen. War denn nicht Paris die Stadt der schönen Möbel, der reichen Tapeten? und hatte er denn nicht selbst mit sicherem Geschmacke und geschickter Hand vor ungefähr zwanzig Jahren den erzbischöflichen Palast der zweiten Stadt Frankreichs vom Keller bis zum Gipfel kunstreich verziert? Er brauchte sich nur in Paris zu zeigen, — so dachte der Tapezierer — dann würden sich alle Werkstätten öffnen und es würde ihm Arbeit in Masse zufließen. Es bekümmerte ihn nur die Nothwendigkeit, wenigstens zwanzig Gesellen zu nehmen, was seine Frau belästigen könnte. Aber es hielt ihn nichts zurück, weder Beweggründe noch Thatsachen und sie reisten ab.

Dieser Empfehlungsbrief war schon vor drei Monaten geschrieben. Drei Monate der Arbeit, oder der Hungersnoth — wer wußte dies? Ich eilte zur Thüre, öffnete sie und wußte es! Hier saß das Ehepaar in alter, schwarzer Kleidung, bescheiden auf der kleinen Bank und wie vorwurfsvoll pochte schon mein Gewissen beim Anblicke dieser zwei bleichen Gesichter! Der Mann zählte sechzig Jahre, die Frau nur fünfzig, doch schien sie älter. Theilweis ergraute Haare umgaben ihr ausnehmend sanftes Antlitz; die Augen waren klar — das Einzige, was von ihrer Jugend

unverändert geblieben — der Mund drückte Frieden aus, in ihrem ganzen Wesen lag das Gepräge von Ergebung, Ruhe, Herzensgüte und jener Festigkeit, welche die Offenheit verleiht; doch war in ihr die Sanftmuth und Bescheidenheit vorherrschend. Sie blieb etwas zurück und sah schüchtern, aber nicht im Uebermaaß und etwas verlegen aus. —

Ihr Gatte, der alte Tapezierer glich in nichts seiner Frau; er war ein kleiner Mann mit lebhaften Augen, fieberhaft aufgeregt. Bald setzte er sich, dann stund er wieder auf, sah sehr beunruhigt aus und betrachtete alle Augenblicke mit Liebe, aber mit ängstlicher Liebe seine gute Frau. Er hatte eine niedere Stirne und sein schmaler Kopf war mit einem Walde grauer Haare bedeckt. Sein Anblick erinnerte an einen Geistesschwachen, und fast war er auch ein solcher, was ich nach einer kleinen Weile entdeckte. Das Unglück hatte sie in diese Lebensverhältnisse geführt; aber im Herzen seiner Frau herrschte der Friede, während eine peinliche Geistesunruhe den armen Mann zu verzehren schien. Sie kannte den Heiland und stützte sich auf denselben; er kannte ihn auch, aber schaute nach allen Himmelsgegenden, woher ihm wohl Hilfe zu Theil werden könnte. Sie wartete geduldig, er verbrauchte seine Kräfte in nutzlosen Anstrengungen; sie ließ die Vergangenheit hinter sich liegen; er blickte auf dieselbe oftmals mit Bitterkeit zurück, was seine Kraft langsam untergrub; sie liebte ihn zärtlich und

diese Liebe diente ihr zur größten Freude; aber er liebte sie mit Leidenschaft, und diese Liebe wurde ihm zum tiefsten Schmerze. So stand es um Beide. Seit drei Monaten fielen sie von einer Enttäuschung in die andere und nirgends fanden sie Arbeit.

„Sie sagen, ich sei zu alt!" rief der arme Mann schmerzlich aus. „Sie schließen vor mir die Thüre! So habe ich, nachdem ich den Palast des Herrn Erzbischof ausgeschmückt, nicht einmal einen Stuhl zu überziehen, noch einen Faltenwurf zu legen! — Sehen Sie doch meine Arme an; sind das schwächliche Arme?" — Bei diesen Worten streifte er den abgenützten Aermel seines Ueberrockes zurück. „Und habe ich denn nicht zehn Finger? Betteln! betteln! — dies muß ich; uns fehlt das Brod!" —

Er sank auf die kleine Bank zurück. Die Frau heftete auf mich ihre schönen, ruhigen Augen, in denen eine Thräne glänzte, und legte ihre Hand auf die ihres Mannes.

„Gott wird uns nicht verlassen!" sprach sie. Und diese einfachen, wenigen Worte mit einer sehr ernsten und doch sehr milden Stimme ausgedrückt, mahnten mich unwillkührlich an jenen sanften Geist, der so hohen Werth vor Gott hat. Der alte Tapezierer fühlte sich plötzlich beruhigt.

„Es ist doch wahr, wir sind noch glücklich!" erwiederte er.

Als sie nach Hause gingen, schlang der Mann instinktmäßig — gegen den herkömmlichen Gebrauch — seinen Arm in den seiner Frau und stützte sich auf denselben. Dies war seine alte Gewohnheit, welche sie nicht einmal bemerkt hatte. Niemals ahnte ihr demüthiges Herz, daß sie die Stütze ihres Lebensgefährten sei, nie hatte sie entdeckt, daß sie demselben in Allem überlegen war; wenn ihr aber auch dieser Gedanke gekommen wäre, hätte sie denselben verabscheut; doch — er kam ihr niemals. Es war nicht nur ein bescheidener Schein, welcher einen Abgrund bedeckte, nicht eine in Worten und Haltung bestehende Unterwürfigkeit, verbunden mit einem unbeugsamen Willen, der zum vorgesetzten Ziele schleicht, wenn er dasselbe nicht auf geradem Wege zu erreichen vermag. Sie sagte nicht: „Mein Mann will!" aber stets war sie bereit, dem Willen ihres Mannes freundlich nachzukommen. Fand sie jedoch seinen Gedanken nicht gut, denn sie besaß ein Urtheil — so sprach sie es eben so freimüthig, als friedlich aus; aber sie bestand nicht darauf, sondern wußte auch inne zu halten. War jedoch das Uebel geschehen, so machte sie dasselbe instinktmäßig, fast ohne es zu wissen wieder gut. Sie liebte ihren Mann aus voller, ganzer Seelenkraft, mit Ehrfurcht und Bewunderung. Der arme Tapezierer, — ein beschränkter Geist in einer ehrlichen Seele, voll Eifer, emsig bei der Arbeit, unermüdet, hart gegen sich selbst — sah das Leben, die Mitmenschen und sich

selber, ja, Alles, ausgenommen seine Frau, gleichsam wie durch ein schwarzes Glas.

In Paris verliert man sich bald aus den Augen. Kaum hatte ich diese Hilfsbedürftigen unterstützt und nach Kräften für deren Fortkommen gesorgt, so kamen wieder Andere, welche meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Zuerst sah ich sie oft, dann weniger. Zwei Monate waren verflossen, sie verlangten nichts, und ich vergaß sie. Plötzlich erinnerte ich mich ihrer und fand den Mann allein in seinem Zimmer.

Beim ersten Blick wußte ich schon, daß sie gelitten hatten. Es waren nur mehr die unentbehrlichsten Hausgeräthe übrig geblieben: ein eiserner Ofen, in welchem die karge Mahlzeit kochte, kleine, weiße Fenstervorhänge, doch keine am Bette; aber weder alte, schadhafte Tassen, noch alte, vergoldete Gläser, noch eingerahmte Kupferstiche. Alles hatte den Weg zum Leihhaus genommen. Nur die Reinlichkeit, die Ordnung und die Reste eines alten Teppichs, welche auf dem kalten, mit Ziegelsteinen belegten Boden vor dem Bette ausgebreitet waren, offenbarten die wohlthätige Gegenwart einer sorgsamen Frau.

Der Mann saß, als ich eintrat, und war so sehr in seine Schreiberei vertieft, daß er mich im ersten Augenblicke nicht einmal hörte. Als er endlich ein leises Geräusch vernahm, blickte er empor, eilte auf mich zu und bat mich, Platz zu nehmen. Hierauf faßte er

sich beim Kopfe — dies war seine gewöhnliche Geberde — und begann mit bewegter Stimme:

„Schlechter, immer schlechter! Keine Arbeit, nicht die geringste; sie reibt sich noch auf.“ —

Er nahm die Arbeit seiner Frau und ließ dieselbe wieder seinen Händen entgleiten.

„Ich bin müßig; sie ernährt mich, sie ganz allein. Ich weiß nur die Hand auszustrecken. Betteln, betteln, immer betteln!“ —

Er machte ein ungeduldiges Zeichen, in welches sich einige Bitterkeit mischte, denn es fielen ihm die Tapeten des erzbischöflichen Palastes wieder ein.

„Aber das Allerschrecklichste ist noch, daß ich sie quäle, ja, quäle! Ich sollte sie ermuthigen und entmuthige sie! ich sollte sie stärken und schwäche sie; ich sollte mich trösten lassen und werde ärgerlich; Sie hat Glauben, aber ich versuche, gleich einem bösen Geiste, ihr denselben zu rauben. Wenn sie mir zuruft: „Hoffe!“ — erwiedere ich: „Was nützt dies?“ — Ich bin ein böser, untauglicher Mensch, zu nichts fähig, als sie zu tödten!“ — Dann sank er zurück. „Wo glauben Sie wohl, daß sie sich in diesem Augenblicke befindet? — Im Leihhause! Sie trägt ihre Uhr hin, welche ich ihr vor dreißig Jahren an unserem Hochzeittage gegeben habe. Wissen Sie aber auch, was ich that? Ich habe sie mit einem Strom harter Vorwürfe überhäuft; ja dies habe ich wirklich gethan. Hierauf sah sie mich an, umarmte mich und

setzte sich wieder nieder. Dann sagte ich, wie ein roher Mensch: „Geh'!“ — und sie ging hinaus!“

Nachdem er sich wieder einigermassen gesammelt, fuhr er fort, und seine Stimme ward ohne Uebergang fast fröhlich, indem er das Blatt, welches er eben mit Schriftzügen bedeckt hatte, emporhielt:

„Sehen Sie, ich richte mich selbst!“ — Dann zeigte er mit dem Finger voll innerer Befriedigung auf folgende Zeilen und fügte bei: „Dies wird ihr Freude machen.“ —

Ich las: „Meine liebe Frau, ich bin ein Unwürdiger; meine liebe Frau, ich bin ein Unwürdiger“. — Diese in wohlgerundeten Buchstaben geschriebenen Worte wiederholten sich stets bis zum Ende der Seite.

„Wie ich sie kenne, so glaube ich nicht, daß ihr dies Vergnügen macht“ — lautete meine einfache Antwort. Da blickte er mich mit seinen kleinen, unruhigen Augen erstaunt an, und ich fügte bei: —

„Sagen Sie doch Ihrer Frau, daß Sie sie lieben; dies ist weit besser.“ —

„Ob ich sie liebe!“ — rief der alte Tapezierer mit Begeisterung aus. „Diese Frau, meine Frau ist eine Engel; meine Frau ist mein Leben! — Ich bin sehr unglücklich; wir frieren“ — und seine Blicke durchflogen das ärmliche Zimmer — „hie und da leiden wir Hunger. Und doch gibt es Augenblicke, ja selbst Stunden, wo wir glücklicher, als die Könige

sind! — Abends, ehe wir uns niederlegen, knieen wir gemeinschaftlich nieder, und wenn ihr Kopf auf meiner Schulter ruht, empfinde ich eine Glückseligkeit, die mein Herz kaum zu fassen vermag. O, wenn ich so sterben könnte!" —

„Und ihre Frau?"

Er stieß einen Schrei aus: „Sie haben Recht, Sie haben Recht. Selbstsüchtig, immer selbstsüchtig." — Er faltete oder vielmehr — rang seine Hände, welche er gen Himmel erhob. Ich meinte, das Aechzen zu vernehmen, welches einstens aus dem Herzen des heiligen Paulus drang; dieser schmerzliche Seufzer, welcher aus den Tiefen der menschlichen Seele mit den Worten empor stieg: „Wer wird mich Elenden aus diesem sterblichen Körper befreien?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, seine Frau kehrte zurück. Schon beim ersten Blicke entdeckte sie die zerstörten Züge ihres Mannes, und freundlich eilte sie auf denselben zu, indem sie sprach:

„Verzeih mir; ich habe Dir weh gethan. Wir werden sie wieder auslösen, und Du wirst sie mir wieder um den Hals hängen."

Innig umschlang sie ihren Mann und drückte ihn zärtlich an sich und flüsterte:

„Ich habe Brod, Alles, was wir bedürfen; wir wollen auf Gott, auf unsern Jesus vertrauen. Auch Er litt einstmals Hunger."

Eine leise Bewegung verrieth ihr meine Gegenwart. Sie war etwas verlegen und verstummte; dann grüßte sie mich, blieb vor mir stehen und bedankte sich für meinen Besuch.

Der alte Tapezierer, welcher einst reich an Gedanken gewesen war, verharrte nun bei den wenigen, die er hatte. Kaum herrschte ein Augenblick lang Stillschweigen, so ergriff er das beschriebene Blatt und reichte dasselbe seiner Frau hin, wobei seine Augen vor Freude blitzten. Sie las — erröthete, näherte sich dem Tische, schrieb rasch einige Worte auf das Papier, hielt es vor die Augen ihres Mannes und zerriß es dann eilig in viele kleine Stücke. Später erfuhr ich diese Worte, welche der alte Tapezierer in seinem Herzen treu aufbewahrte. Es sind folgende: „Mein Mann, ich bin Deine glückliche Frau und Deine demüthige Dienerin.“ —

Die Wohlthätigkeit der ganzen Welt ist unvermögend, die Arbeit zu ersetzen. Vor dem Brode, vor jeder andern Hilfe bedurfte der alte Tapezierer Arbeit, und zwar Arbeit seines Gewerbes.

„Ich habe in meiner Wohnung einen schönen Lehnstuhl zu überziehen. Können Sie denselben wieder neu herrichten?“ — Der Blick des Alten glänzte vor Freude. „Wollen Sie kommen?“ —

„Wann?“ sprach er mit zitternder Stimme.

„Schon morgen; am ersten schönen Tage, wann es Ihnen passend ist.“

„Und darf ich — darf ich meine Frau mitbringen?“

„Gewiß!“

„Weil sie es besser als ich, versteht.“

„O!“ schaltete die Frau mit einem milden Lächeln ein.

Das Gesicht des alten Tapezierers schien wie verklärt; in zwei Sekunden sah er um zehn Jahre verjüngt aus: keine Runzeln mehr auf der Stirne; seine Gestalt richtete sich auf, seine Brust athmete frei auf, und er rieb sich zufrieden die Hände. Was die Trostworte seiner Frau nicht einmal vermochten, was wohlthätige Spenden niemals bezweckt hätten, bewirkt die Arbeit, seine Arbeit. Er kehrte zu seinem Gewerbe zurück und fühlte sich wieder jugendlich, kräftig und glücklich. Er lief zu seinem Schranke, öffnete die Schublade, untersuchte die Werkzeuge, eines nach dem andern, nahm bald dieses, bald jenes zur Hand, legte ein anderes bei Seite und vergaß meine Anwesenheit gänzlich. Der Ausdruck seiner Frau war ein himmlischer zu nennen. Sie faltete dankbar ihre Hände und sah mich an, ohne ein Wort zu sagen.

In Paris findet man fast keine ländlichen Ruheplätze; dennoch wage ich die Behauptung, daß am nächsten Morgen mein Salon, welcher sich gegen einen kleinen Garten öffnete, einen frühjährlichen, frischen, wohlduftenden Eindruck hervorbrachte, der zu ländlichen Gedichten begeisterte.

Ein kleiner Theil des blauen Himmels, ein Stück grünen Rasens, in einander geschlungene Glycineus auf den Staketen der Mauern, diese selbst sehr niederen Mauern waren rings von Gärten umgeben, reichlicher Goldregen, schöne, blühende Rosensträuche, stufenweis geordnete Geraniums von geschäftig summenden Bienen umschwärmt, ein Zelt, welches die Tageshelle dämpfte, ländliche Stühle, ein Tisch und über diesen ein großer in voller Pracht stehender Akazzienbaum, der beim leisesten Windeswehen seiner weißen Blüthenkelche beraubt wurde, welche dann wohlduftend auf das Gras herabflogen: — Hier ist das Bild meines Gartens und Salons.

Arme, schwache Mahnungen an die Natur, an diese mächtigen Freuden, welche das Herz erweitern, wenn wir auf dem Lande, in Mitte der großen Schöpfungen Gottes frei von Sorgen im Sonnenglanze lustwandeln.

Glücklich scheint mir Derjenige, dessen Blick vom Morgengrauen bis zur Dämmerung den Himmel betrachten kann. Glücklich ist Jener, welcher im April die Wiesen grünen sieht, der das Veilchen im Thale pflückt und dessen Hände pflanzen und wieder ärnten. Glücklich ist Jener, welcher die frische Luft einathmet, die reine Gebirgsluft, und wenn der Wind den Duft des blühenden Klee's durch das offene Fenster hereinträgt. Glücklich ist derjenige, welcher unter Gottes freiem Himmel eine nützliche Arbeit vollbringt

und seine verjüngten Fähigkeiten zu dem von Gott aufgetragenen Berufe freudig verwendet und dann beim sinkenden Abend, statt den eingebildeten Pflichten eines leeren Daseins, die gesegneten Freuden des häuslichen Heerdes findet.

Schon Morgens sieben Uhr ward an meiner Thüre angeläutet. Das Ehepaar trat ein. Sie hatten sich so schön, als möglich, angezogen: alte, abgetragene Kleider mit einer festlichen Miene; sie sahen freudestrahlend aus. Der gute Mann war dermassen eilig, daß er kaum ein Frühstück zu sich nehmen wollte. Bald wurde zur Arbeit geschritten, und sein Gesicht glänzte von Wohlbehaaen. Wit einer grünen, baumwollenen Schürze umgürtet, die Lippen voll Nadeln, begann der Tapezierer zu messen, zu schneiden, zu richten. Da er viel von sich verlangte, begann er wohl zwanzig Mal; doch bewegte er seine geschickte Hand, von einem richtigen Blicke begleitet, so lebhaft, daß die Arbeit außergewöhnlich rasche Fortschritte machte.

Die Frau nähte, aufmerksam seinen Winken folgend, während süße Wonne ihr Herz erfüllte. Es war mein Hauptaugenmerk, sie zu bewegen, Nahrung zu sich zu nehmen und spazieren zu gehen; ihr Hauptaugenmerk hingegen war es, zu arbeiten und besonders war der alte Mann bestrebt; seine Meisterschaft zu zeigen, den Beweis zu liefern, daß er sein Geschäft nicht vergessen habe, daß seine Hände die Frau ernähren könnten, statt zu betteln.

Kaum gelang es mir, den emsigen Tapezierer zur Mittagszeit vom Lehnstuhle zu entfernen, um eine Ruhestunde zu halten. Die Sonne drang mit ihrem vollen Glanze in meinen Salon, in welchen sich hin und wieder emsige Bienen verirrten; von Zeit zu Zeit verbreitete sich in demselben ein süßer Wohlgeruch, dann erhob der Tapezierer seinen gebogenen Rücken, athmete behaglich die Luft ein und sprach: „Hier duftet es herrlich,“ hierauf setzte er seine Arbeit mit erneutem Eifer fort.

Es war unverkennbar, daß sich der Arme auf seine Weise glücklich, ja, sehr glücklich fühlte. Er tauschte frohe Worte mit seiner Frau; man hörte sie sogar lachen; sein Lachen war gemessen, das seiner Frau war frisch und hell. Sie sahen die schönen Tage wiederkehren; er verdiente etwas, Gott hatte das Gebet seiner Frau erhört.

Am Abende wurde ich gerufen. Der Lehnstuhl war vollendet, ein wahres Meisterstück. Ich sagte es ihm und seine Hände zitterten vor Vergnügen, er war wie umgewandelt, und betrachtete sein Werk etwas stolz, mit einem zufriedenen Ausdrucke, denn er war von neuem Muthe beseelt. Seine Frau betrachtete ihn, hierauf den Lehnstuhl, dann wieder ihn, später mich; endlich war sie in ein Dankgebet versunken. Wie ergriffen sah sie in dieser Stunde aus! Das Glück bewegte sie weit mehr, als die vorhergegangenen Leiden.

Als sie wieder heimgingen, bot ihr der Mann mit heitrer Miene seinen Arm an; er beschützte sie ja!

Gerne würde ich bei diesem schönen Sommertage inne halten. Ach! ich muß dieses Mal bis zum Schlusse fortfahren.

Der alte Tapezierer hatte sich nicht getäuscht; er fand wieder Arbeit, nicht im Ueberflusse, nur ein wenig, aber genug zur Bestreitung seiner kleinen Haushaltung, genug, um sich wieder glücklich zu fühlen.

Als ich im Juli die Hauptstadt verließ, hatte das Zimmer des arbeitsamen Ehepaars wieder seine bescheidene Einrichtung. Es stand auch ein Resedastock auf dem Fensterbrette, zwei Kanarienvögel sangen im Käfige und die Hochzeituhr glänzte wieder im Gürtel der würdigen Frau.

Das war ein innig=häusliches Leben, eine Ehe, eine Liebe, die leichtlich Neid hätte erregen können; ja, es war ein Taubenschlag. Manche lachen über alte Liebe! ich nicht. Wie beklage ich alle Jene, welche meinen, mit der Zeit der jungen Liebe sei auch die Zeit der wahren Liebe vorbei, das Herz beginne zu welken und nichts bliebe sodann übrig, als in Prosa, ohne Wonne, ohne Sonne, ohne Schatten, ohne Geheimniß dahin zu leben.

Einstens war man zwei Liebende, Mann und Frau. Tausend Aufmerksamkeiten, rührende Zartheit, alle erdenkliche Anmuth, alle verborgene, glühende Sehnsucht,

selbst die kleinen Schmerzen und die schönen Thränen der mächtigen Liebe erfüllten damals die Seele. Das Alter schreitet voran und man wird zwei Lebensgefährten; dies ist das glücklichste Loos! Manche Ehepaare gleichen guten, harmlosen Kindern und (laßt es uns gestehen, die Hand auf's Herz gelegt) nur aus Gleichgiltigkeit fließt ihr Leben leicht dahin. Mann und Frau fühlen sich während ihrer noch übrigen Lebenszeit gleichmäßig unterhalten, gleichmäßig gelangweilt; kein Theil verlangt etwas vom Andern, sie haben sich nur wenig anzuvertrauen, und so erwarten sie die letzte Stunde ohne Vermissen, ohne Hoffnung, und ist die Stunde gekommen, so trennen sich dieselben, welche sich einst mit glühender Liebe geliebt, nun mit schmerzloser Ruhe. Man findet dies einfach und weise; ich finde es empörend, ja, eine beklagenswerthe Thorheit.

In dem Sommer, als ich Paris verließ, war die Stadt von der Cholera schwer heimgesucht. Als ich wiederkehrte, blies der eiskalte Dezemberhauch durch die Straßen. Die Wohnungen waren unheimlich und ich hatte häusliche Geschäfte zu besorgen.

Am letzten Abende des Jahres öffnete sich geräuschvoll die Hausthüre; der alte Tapezierer verlangte mich zu sprechen. War es derselbe Mann, den ich auf dem Bänkchen an der gleichen Stelle im vergangenen Jahre sitzen sah? Er schaute mich mit irrem und starrem Blicke an.

„Ich habe Hunger,“ sprach er mit hohler Stimme; „deßhalb komme ich, Sie zu belästigen“.

Ich ahnte ein großes Unglück und wagte es nicht, ihn darüber zu befragen. Er sah mich abermals an und entdeckte, daß ich nichts wußte. Dann rief er mit einem fürchterlichen Schmerzensausbruche:

„Ich habe meine Frau verloren! Ich habe sie verloren, verloren, verloren!“ — Und er begrub sein Haupt zwischen seinen beiden Händen; dann begann er in einem schauerlichen Tone das traurige Ereigniß sich gleichsam selbst zu erzählen.

Es war sehr einfach. Während die Cholera den Höhepunkt erreicht hatte, war die arme Frau ausgegangen, um einige Einkäufe zu besorgen. Bei ihrer Heimkehr wurde sie von der Cholera ergriffen und starb nach vier Stunden. Sie vermochte während der Schmerzen ihrem Gatten nur mehr ein Lebewohl zu flüstern. Ihre Hände waren beständig gefaltet und ihr Lächeln schien beim Scheiden das eines Engels.

„Ich bin allein zurückgeblieben! Seit drei Monaten habe ich nichts mehr, bin nichts mehr und ich lebe doch! — Der liebe Gott erwies mir noch nicht die Barmherzigkeit, mich zu sich zu nehmen.“ —

Ich legte ihm sanft meine Hand auf seinen Arm, wie ehedem seine Frau gethan. Er bebte. Während der arme Tapezierer in abgebrochenen Sätzen sprach, betrachtete ich die Verwüstung, welche dieser unnenn-

bare Schmerz auf dies arme Wesen — schwach am Körper und schwach am Geiste — hervorgebracht hatte. Der Mann sah zerrüttet, fast unreinlich aus, obwohl er früher besonders reinlich in seinen Kleidern gewesen. Seine Wangen waren blaß und hängend, sein Blick war glühend und sein Körper von einem beständigen Froste bewegt. Er sprach viel und hastig, schien sich selbst nicht zu hören und noch weniger zu bemerken, wenn ich redete. Seine Klagen glichen den Meereswogen, welche fort und fort an's nämliche Ufer branden. Wenn ich die religiöse Saite berührte, gab sie nur einen schwachen Widerhall und dies mehr aus früherer Gewohnheit, als aus einem ihr eigenen Klange.

„Ich arbeite immer, aber ich habe die Gedanken nicht mehr dabei," — sagte er und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Ich komme, gehe, besorge Aufträge, wenn ich solche erhalte; aber ich bin ein verlorner Mann und kann nicht sterben!" rief er aus, indem er ungestümm aufstand. „Ich esse! würden Sie glauben, daß ich esse? Ja, ich bin so irdisch, zu essen, weil ich verzehrenden Hunger habe." —

Ich ließ einige Lebensmittel bringen; aber er wollte es nicht. Er sagte, der Hals sei ihm wie zugeschnürt, es thue ihm nur wohl zu weinen, zu sprechen, zu jammern.

Wie klein fühlt sich der Mensch vor dem hohen Meere. Der Gedanke seiner Ohnmacht überwältigt ihn. Er vermag nur das ewige Wogen und den nie

endenden Horizont zu betrachten, aufmerksam der erhabenen Stimme zu lauschen. Es gibt einen andern Horizont, den man eher zu erreichen vermag, — den Horizont des Schmerzes; es gibt Drangsale, die man unergründlich tief nennt, ohne alle irdische Hoffnung, und denen immer neue Leiden zufließen. Diese Drangsale gleichen dem an den Felsen gefetteten Prometheus, mit einem unaufhörlich-nagenden inneren Schmerze; oder jenen Abgründen, in denen sich alle Tröstungen, alle Hilfeleistungen hinabsenken und für immer zu verschwinden scheinen.

Nach einer Weile frug ich ihn mit sanfter Stimme, ob er seine Frau, wenn sie bereits im Himmel Aufnahme gefunden, auf diese Erde, wo sie so viel gelitten, zurückrufen wollte.

Dieser Gedanke ergriff ihn: „Nein, nein!" rief er mit einem Ausbruche von zärtlichen Thränen. „Wünschen sie dieselbe an Ihre Stelle, und sich an diejenige, welche sie nun einnimmt?" —

„Nein! nein!" erwiederte er mit einem fast fröhlichen Tone. „Der Herr hat sie sehr geliebt!" wiederholte er öfters und nahm dieses Wort in sein Herz auf. Da begann zum ersten Male der Friede in seinem Innern zu tagen.

„Er hat sie sehr geliebt!" dies versöhnte ihn mit dem Opfer, welches Gott von ihm abgefordert.

„Er hat sie sehr geliebt!" Der Gedanke kehrte wie ein hellleuchtender Strahl in seiner Seele ein.

„Er hat sie sehr geliebt! Er hat sie sehr geliebt!“ diese Worte beständig wiederholend, verließ er mich.

Am folgenden Tage kam ich zu ihm. Ueber seiner Thüre stand auf einer kleinen, schwarzen Tafel mit weißen Buchstaben angeschrieben:

„Hier trauert der Wittwer Bernard.“

Dies war sein Name. Das Wort „Wittwer“ war mit außergewöhnlich großen Buchstaben geschrieben.

Mein Herz war beklommen. Das Leiden des armen Mannes überstieg seine geistigen Fähigkeiten.

Beim Hineintreten blieb ich auf der Thürschwelle stehen. Bernard saß unbeweglich vor dem Alkoven, den er mit starren Blicken betrachtete. Das Bett war verschwunden; er hatte es ungeordnet in einer Zimmerecke untergebracht. Aber im Alkoven erhob sich ein meisterhaft errichteter Sarkophag. Ich näherte mich. Bernard wandte sich um, stürzte auf mich zu, ergriff meine Hand und führte mich dahin, indem er mit einem Tone der schmerzlichsten Befriedigung sprach: „Sehen Sie, dies habe ich errichtet.“

Seine Stimme zitterte und dieses Zittern steigerte sich immer mehr zu einer fieberhaften Erregung, als er sagte:

„Sehen sie, hier ist ihr Tisch mit einem schwarzen Tuche bedeckt; hier der Käfig, die Kanarienvögel sind todt, ich habe sie in meinem Martyrerthum zu füttern vergessen, sie hätte dies nicht gethan, nein, sie nicht! Hier sind weiße Blumen. Alles, was ich verdiene,

verwende ich dafür. Alles, was man mir gibt, Alles! Hier sehen Sie ihre Uhr, die Uhr vom —" Die übrigen Worte erstickten unter seinen Thränen. „Sie ist seit jenem Tage still gestanden. Hier ist ihr Ring, ihr Halstuch, ihr ärmliches Halstuch." —

Er sank auf die Kniee nieder, verbarg sein Gesicht in das Tuch und ich hörte ihn schluchzen. Dann begann er wieder:

„Sie lehrte mich Jesus lieben, die Leiden ertragen; sie hat Alles mit sich genommen! Ich kann nicht mehr beten; ich weiß nicht, ob ich glaube; wird Gott mir zürnen?"

Bei diesem schauderhaften Gedanken, bei diesem, von der Hand des bösen Geistes geschleuderten Blitzstrahle riß er sich aus den Falten des Tuches los und zeigte mir ein so bestürztes Gesicht, daß mich ein kalter Schauer überlief. Ohne zu wissen, was ich that, mit einem stillen Hilferuf nach Oben, ergriff ich ein auf dem nächsten Stuhle liegendes Buch, das ich als die heilige Schrift erkannt hatte und legte es offen auf den Sarkophag. Bernard sah es, erhob sich und beugte sich darüber, gleich einem Verschmachtenden in der Wüste vor der lebendigen Quelle und begann zitternd zu lesen:

„Der Tod wird nicht mehr sein, weder Trauer noch Schmerz, weil die ersten Dinge vorüber sind." —

Hierauf ward dieser, fast der Verzweiflung anheimgefallene Mann ruhig, wie ein Lamm. Er nahm

das Buch mit Ehrfurcht, küßte es, legte es wieder auf die Stelle, wovon er es genommen und sprach:

„Es ist ihr Buch, ihr Evangelienbuch! und ich hatte es vergessen. Ja, es ist dasselbe, in welchem wir jeden Morgen und Abend gemeinschaftlich gelesen hatten. Es ist Deine Antwort, meine Vielgeliebte! Es ist Deine Botschaft; Du gibst sie mir. Ja, Du sagst mir im Namen des Herrn, ich solle hoffen. Ich werde wieder darin lesen, wieder beten und mich unterwerfen. Gewiß, Gott wird sich meiner erbarmen und uns einstens wieder vereinigen."

Von diesem Augenblicke an ward der Tapezierer wieder ruhiger und obgleich er zeitweise wieder in seinen früheren Trübsinn, fast in's Murren zurückfiel, so machte er dennoch Fortschritte in der Ergebung. Bald erfüllte ihn ein freudiger Glaube, bald begrub er sich wieder in sein Unglück, bald zehrten an ihm Gewissensbisse, und dann hielt er sich wieder an Gottes Barmherzigkeit. Es war ein schwacher abgenützter Kopf, es war eine jener Seelen, welche einer großen, ausdauernden Geduld bedürfen, weil sie ermüdend, voller Mißklänge, voller Widersprüche sind, und erfordern, daß man immer von Neuem beginnt, was eine schwere Aufgabe ist, da man bei jedem Werke, auch bei dem guten, das Ende nicht einmal in weiter Ferne sieht.

Es war eines jener armen Herzen, welche die Leiden schwer tragen, das Leben schwer nehmen, heftig

fühlen und kaum von ihren Schmerzen abzulenken sind. Aber die Demuth erfüllt sie und Gott erweist diesen gebrochenen Herzen eine unaussprechliche Zärtlichkeit.

Der Wittwer arbeitete nimmer. Seine Meisterschaft, seine Thätigkeitsliebe, Alles war vorüber. Er irrte umher und besorgte Aufträge. Nur in seinem Alkoven fand er sich selbst wieder. Da zeigte sich der Tapezierer wieder pünktlich, leidenschaftlich für sein Handwerk. Jeder Kreuzer, den er gewann, jede Hilfe, die ihm zu Theil ward, verwendete er auf dieses Denkmal für seine treue Lebensgefährtin. Dort richtete er die Stoffe zurecht und machte neue Erfindungen in der Ausschmückung. Abgezehrt, schlecht gekleidet, fand er bei seinem Sarkophage die frühere Stätigkeit wieder, ja, eine bis zur Pedanterie ausgedehnte Pünktlichkeit.

Die Leute sagten: „Man muß ihn kleiden, darf ihm kein Geld anvertrauen, er verwendet es nur zu nutzlosem Zeug, er nährt seine Thorheit;" aber mir scheint, daß dem tiefen, nagenden Schmerze des alten Tapezierers durch diese Arbeit Linderung werde.

Eines Tages kam der Tapezierer freudestrahlend zu mir und rief:

„Ich habe einen Gedanken. Vielleicht bedarf ich Jahre, um denselben auszuführen. Aber das ist mir gleichgiltig, ich werde doch an's Ziel kommen." Und leise fügte er bei: „Ich will mein Zimmer ganz

schwarz aushängen mit weißen, künstlich nachgemachten Thränen. Ich bilde mir ein, wenn dies fertig ist, wird Jesus mich zu sich aufnehmen."

Er zeigte mir eine Schachtel, in welcher er seine Schätze aufgehäuft hatte. Darin lag eine Münze im Werthe von hundert Sous, einige Silberstücke — das Erträgniß aller seiner Mühen.

Der barmherzige Jesus rief ihn früher zu sich. —

Marietta.

Nach dem Französischen aus den Horizons-Prochains

von

Gräfin Gasparin.

Marietta.

Nach dem Französischen aus den Horizons-Prochains

von

Gräfin Gasparin.

„Wollen Sie Marietta nicht sehen? sie versteht Französisch; Ihr Besuch würde sie erfreuen.“

Es war Meister Schimp, der Schuhmacher, welcher diese Worte an mich richtete. Derselbe hatte sich in einer kleinen deutschen Stadt niedergelassen.

Herr Schimp hatte mir Stiefel geliefert. Manchmal verfertigte er mir welche; waren sie fertig, dann brachte er sie selbst. Wenn er sie brachte, setzte er sich, und wenn er saß, stund er sobald nicht wieder auf. Meister Schimp war ein sechzigjähriger Greis, von gedrungener Gestalt, lebenskräftig, aber gerunzelt, wie eine alte Fahne. Sein Kopf war mit verwirrtem, wollig aussehendem Haare bedeckt; die Augen waren klein und hellgrau und sein Mund schien gänzlich zahnlos. Der Schuhmacher hegte eine ziemlich hohe Meinung von sich selbst und besaß das beste Herz von der Welt.

Er sprach gut Französisch, fast ohne Accent; er drückte sich klar aus, indem er langsam das richtige Wort suchte. Sobald er dieses gefunden, — was

nicht ohne Mühe geschah — fuhr er in eintönig, gleichmäßiger Weise fort, dem Gemurmel der Springbrunnen ähnlich.

Von Zeit zu Zeit legte er ruhig seinen grünen Sack auf den Boden zwischen seine Füße nieder, zog die Tabaksdose aus den Tiefen seiner Tasche hervor, klopfte dreimal rasch und leise auf den Deckel und nahm eine Priese, während er zu mir sagte: „Sie bedienen sich dessen nicht?“ dann schloß der Meister seine Tabaksdose wieder, stopfte sich ein Nasenloch nach dem andern, kehrte sein Hemd mit der Rückseite der Hand ab und knüpfte hierauf den Faden seiner Erzählung wieder an.

Zehrte an meinen Lesern und Leserinnen niemals der geheime Brand der Ungeduld? Befanden sich dieselben nie in einer Lage, wo sie freundlich lächelnd, den Kopf gefällig hin und her bewegend, bald ja, bald nein sagten, während im Herzensgrunde eine Stimme rief: „Lästiger, Einfältiger! wann wirst du mich verlassen?“ —

Bereits ist der Schuhmacher eine volle Stunde da! wahrscheinlich wird er noch eben so lange bleiben! Wird sich keine Seele meiner erbarmen? Wird mich Niemand abrufen? — „Eigennütziger“ — mahnt das Gewissen, — „Eigennütziger, wie ungern erträgst du sechzig Minuten Langeweile! Dieser Mann ist Dein Bruder, und gewiß besser als Du. Wenn nun dieser Mann dich um ein Almosen bäte, würdest Du

gerne seinen Wunsch erfüllen, weil es dich wenig kostet; aber das Almosen von etwas Güte fällt dir so schwer.“ —

Die Seele betrachtet das Ganze und spricht: „Die kleinen Unannehmlichkeiten sollen uns heranbilden, große Opfer des Gehorsams zu bringen. Sei geduldig und verläugne Deinen Willen. Der Herr sendet nicht alltäglich Löwen auf Deinen Weg, läßt aber alltäglich Ameisen auf demselben kriechen.

„Ach, Ameisen!“ ruft die Stimme der Ungeduld, — „ich ziehe aber Löwen vor.“ —

Während dieses vertraulichen Gesprächs fährt Meister Schimp fort. Er perorirt, er kömmt auf seine jungen Jahre zurück, er spickt Erinnerungen mit wenig gewürzten Anekdoten; er spricht über die Religion; er spricht über die Philosophie, denn der Unglückliche hat gelesen, es ist ihm von Allem etwas übrig geblieben und er hat nichts vergessen. Von der Philosophie geht der Schuhmacher auf die Politik über; von der Politik geräth er nach Frankreich; er verweilt in Paris, seinem Lieblingsaufenthalte, er hat daselbst drei Jahre unter dem großen Napoleon gelebt; auf dem geflügelten Pferde der Phantasie führt ihn Napoleon nach Deutschland heim, und die Verbündeten bringen den Schuhmacher wieder nach Paris zurück. Meister Schimp nennt die Straßen zu seiner Zeit und was aus ihnen geworden; aber begnügt sich nicht, deren ehemalige Namen zu er=

wähnen, sondern er zählt auch die gegenwärtigen gewissenhaft auf.

Die Sonne senkt sich, der kühle Abend schreitet voran. — „Er wird ihn verschlingen der Unbescheidene!“ — Absichtliches Stillschweigen, Hustenanfall, vorsätzliches Stuhlrücken — nichts vermag ihn zu stören.

Endlich, endlich kömmt ihm der gute Gedanke von Marietta zu sprechen! — Wer war Marietta? Ich glaube, eine gebrechliche Base, welche Herr Schimp mit deren Schwester bei sich aufgenommen hatte. Wer sie auch sein mochte, wie sie auch sein mochte, Marietta rettete mich! Ich segnete sie in Gedanken und nahm meinen Hut.

„Wir wollen nicht zögern,“ sprach ich mit der Miene eines Mannes, welcher wieder aufathmet, nachdem er fast ertrunken. Meister Schimp bewunderte meinen raschen Entschluß, er, der fast niemals bewunderte.

Wenige Schritte führten uns vor das kleine Haus, welches grün angetüncht war, ähnlich der Farbe des Spinats mit Rahm, ein Lieblingsgericht der Deutschen. Die Fensterscheiben glänzten aus Reinlichkeit; Meister Schimps Laden öffnete sich neben der Thüre. Daselbst ließ er seine Gesellen arbeiten, während er die schreckliche Gewohnheit hatte, die Waaren selbst in der Stadt herum zu tragen.

Eine Frau von mittlerem Alter, ein gutes, einfaches Geschöpf, Marietta's Schwester, befand sich auf der Thürschwelle; sie zog sich zurück, um uns vorüber gehen zu lassen. Meister Schimp trat in den Laden, legte seinen Sack nieder, nahm die Arbeit aus der Hand eines Gesellen, richtete an denselben eine lange Anrede in deutscher Sprache und gab ihm seinen Stiefelknecht wieder zurück; wandte sich hierauf zu einem andern Arbeiter, untersuchte das Stiefelrohr, begann von Neuem seine Ansprache und zwar in dem nämlichen, belehrenden, kläglichen Tone, sah mich an und lächelte dann, gleichsam, um mir zu sagen: „Haben Sie hievon etwas verstanden?" — Ich machte ihm ein demüthiges Zeichen, das meine Unwissenheit andeutete. Er lächelte abermals, nahm seinen Hut ab, ersetzte denselben durch einen grünen Augenschirm, schob seine Brille bis zur Stirne hinauf, zog seine Tabaksdose heraus, klopfte wieder dreimal rasch und leise auf den Deckel, versenkte die Dose wieder in den Abgrund seines Sackes, dann murmelte er: „Sie werden entschuldigen" — ging an mir vorüber und vertiefte sich in einen Gang, wobei ich ihm folgte.

Während des Gehens sprach er: „Sie kennen Mariette noch nicht? — Schon gut, Sie werden etwas Merkwürdiges sehen."

Er hatte die Thüre geöffnet; die Tageshelle überströmte den Gang. Ein kleines Ding sprang in der That von einem Stuhle herab und näherte sich

uns. Dies winzige Ding erschreckte mich dermassen, daß ich plötzlich innehielt. Ich würde einen Schrei ausgestoßen haben, hätte mir nicht Meister Schimps lebhafter Blick den Hals zugeschnürt. Dieses winzige Ding war ein Geschöpf, ein Mädchen höchstens etwas größer als eine Elle und gänzlich mißstaltet.

Ihr Kopf erinnerte mich an jene großen Pappendeckelformen, auf welchen die Putzarbeiterinnen ihre Hauben anstecken; ihre Hände schienen der Arme zu entbehren und ganz unmittelbar mit ihren zehn Fingern aus den Schultern hervor zu kommen, den Fischfloßen ähnlich; eben so vermochte ich nur Vorderfüße zu entdecken. Die ganze Erscheinung machte mir den Eindruck von einem auf den Boden gestellten Wickelkinde. Und es lebte — es sprach! hatte eine Seele! es erröthete sogar bei meinem Anblicke.

Meister Schimp empfand ob seiner unvorsichtig gewagten Ueberraschung leise Mahnungen von Gewissensbissen, aber sie waren nur von kurzer Dauer. Zwei scherzhafte, an Marietta gerichtete Worte brachten eine günstige Wendung hervor.

„Erschrick nicht Base! — „Gut Freund," — wie man der Schildwache zu antworten pflegt. Wir wollen französisch sprechen."

Nun begann Herr Schimp mich mit seiner Merkwürdigkeit bekannt zu machen. Marietta, welche anfangs verwirrt, ja bestürzt war, beruhigte sich all-

mählig, während mir der Meister mittheilte, ohne nur ein Datum oder ein Zwischenereigniß auszulassen, daß er Marietta bei sich aufgenommen, dieselbe dann deutsch sprechen und lesen gelehrt, auch in der Rechenkunst, in den zwei Sprachlehren, in der Erdbeschreibung und in der Geschichte unterrichtet habe; daß Marietta aus sich selbst stricken, sticken und alle Handarbeiten gelernt habe, wobei er aus dem Körbchen des armen Mädchens gehäckelte Spitzen hervorzog.

Sie heftete auf ihren Vetter rührend-sanfte Augen, in welchen sich innige Dankbarkeit, ehrfurchtsvolle Liebe, sowie auch unbegrenztes Vertauen ausprägten, und sie war dermassen in dieser Anschauung vertieft, daß sie nichts Anderes wahrnahm.

Ich benützte auch diese Gelegenheit, um wieder meine Fassung zu gewinnen. Bald wagte ich, Marietta näher zu betrachten. Der erste Anblick entsetzte. Es herrschte in diesem kleinen Körperbau eine sehr widrige Mischung, wie ich sie früher für unmöglich gehalten hätte. Das Herz fühlte sich gleichzeitig von Mitleid und von Entsetzen ergriffen; die Sinne empörten sich über eine solche Ausnahme der Natur, und wenn man bedachte, daß diese außergewöhnlich entsetzlich-komische Hülle ein Werk des Schöpfers sei, so erhob sich in der Seele ein murrendes W a r u m? Aber es währte nur einen Augenblick, gleich einem Blitzstrahle. Man vergaß Alles, sobald man Marietta's Gesicht ansah. Ihr Kopf war von reichlich schwarzen Haaren, regelmäßigen

Zügen und schönen Augen geziert. Aber nicht hierin bestand ihr Reiz, sondern in einem unvergleichlichen Ausdrucke von Glück, von unaussprechlicher Zärtlichkeit, von Himmelsfriede, von innerer Poesie, so wie von unbefleckter Frische und es lag in ihrem Wesen so viel Zurückhaltung und Anmuth, das man wahrlich über all dies den Körper vergaß.

Wußte wohl Marietta, in welch' absonderlicher Hülle ihre Seele lebte? — Es mag sein, doch sah man es ihr nicht an. Sobald die erste Verlegenheit vorüber war, sprach sie ganz einfach und der milde, jugendliche Klang ihrer Stimme bewegte die Seele.

Meister Schimp wurde abgerufen und er ließ uns allein. Die Freude, welche in Marietta's Augen glänzte, ward schwächer, ähnlich einer Lampe, deren Licht man dämpft.

„Mein Vetter ist gut!" sprach Marietta in plötzlichem Aufschwunge; — „ja, er ist sehr gut!" Dann lächelte sie: „Er verdirbt mich! er glaubt, daß ich etwas wisse; aber ich weiß fast nichts. Der Vetter hat Alles an mir gethan; er war mir Vater, er war mir Mutter." — Dann schwieg Marietta; ich sah wohl, daß sie bis zu Thränen gerührt war. Nach einigen Augenblicken von Herzbewegung (denn ein Herz pochte in diesem kleinen Körper) fuhr sie fort, gleichsam auf meinen Gedanken antwortend:

„Ich bin glücklich! Jesus liebt mich, obgleich ich

so ein armes, kleines Geschöpf bin!“ — Dies war die einzige Anspielung auf ihre Gebrechlichkeit.

„Mein Vetter liebt mich auch und meine Schwester und Jedermann. Der Tag kömmt mir nie lange vor. Abends sind wir vergnügt; da lesen wir gemeinschaftlich.“ —

„Sie gehen nicht aus, Marietta?“

„Jetzt nicht mehr. Mein Vetter hat eigens für mich einen Wagen bauen lassen und er zog ihn selbst; aber seit einer schweren Krankheit kann ich die Erschütterung der Räder nicht mehr ertragen.“ —

„Vermissen Sie die Spaziergänge durch Wiesen und Felder nicht?“

Eine flüchtige Röthe zog an Marietta's Stirne vorüber und sie sprach: —

„Ja, einstens vermißte ich dieselben, jetzt nicht mehr.“ Nach einem kurzen Stillschweigen gewahrte sie meine Trauer und fügte noch hinzu:

„Es gibt Blumen im Paradiese.“

„Ja!“ — dachte ich — „und verklärte Körper“; aber ich sprach dies nicht aus.

Da sie stets in einem herzinnigen Kreise gelebt hatte und von jenen Enttäuschungen, welche im Augenblicke der Entfaltung eine Narbe zurücklassen, unverletzt geblieben war, so strömten ihre Empfindungen gänzlich ungezwungen aus, und Marietta äußerte sie offen, aber stets mit ausgezeichnetem Takte.

„Meine Undankbarkeit ist mein allergrößter Kummer.“ —

Sie mißverstand das Erstaunen, welches nunmehr mein Blick ausdrückte und sagte:

„Sie hätten es nicht gedacht? und doch ist es wahr. Es gibt Stunden, in denen ich mich gedrückt fühle. Das Leben erscheint mir dann farblos, ich empfinde eine Schwere, eine Angst, den Drang zu weinen. Es dauert aber nicht lange, und dann vergibt mir mein Gott wieder. Er hat mir Alles vergeben.“ —

Dann erzählte sie mir, auf welche Weise sie ihre Tage zubringe.

Vetter Schimp hatte ihren Geist so reichlich angebaut, dieses Leben so nützlich eingerichtet und es wohnte in Marietta solch ein lebendiger Glaube, daß weder für Verzweiflung, noch für Langeweile ein Platz übrig geblieben wäre. Man hörte von diesem kleinen Wesen in kaum menschlicher Hülle keine jener herumschweifenden Fragen, welche den Geist schwächen, sondern alle waren angemessen und wohlgeordnet.

Meister Schimps Geist näherte sich der Vollkommenheit; wie er seine Sätze vollendete, so vollendete er auch sein Werk. Als ich dieses Zimmer genau betrachtete, sah ich erst, mit welcher Kunst er dessen Einrichtung angeordnet hatte. Marietta war von Möbeln die genau zu ihrer Größe paßten, umringt. Alle waren hübsch und gut geformt: Lehnstuhl,

Tisch, Pult, Blumenvasen und damit sie die große Levkoje, welche ihre rothen Blüthen vor dem Fenster ausbreitete, erreichen konnte, hatte man auch zweckdienliche, für Marietta's Füße passende Stufen angebracht. Dieses fiel nicht auf; die Harmonie fällt nie auf; aber man fühlte, daß ein Gedanke von Liebe, umfassend, warm und zart, alle Einzelnheiten überwachend, auf dem Ganzen ruhte.

In diesem Augenblicke öffnete sich geräuschvoll die Thüre. Sechs schöne Kinder, sechs kleine, lockige, rosige Mädchen, den Korb am Arme, kamen gleich einem Sturmwinde herein, stürzten auf Marietta zu und umarmten dieselbe so kräftig, daß sie in Gefahr sich befand, zu ersticken. Diese lächelte mit einem Engelslächeln.

Es war merkwürdig anzusehen, mit welch' folgsam emsiger Miene sich all die Mädchen rings um Marietta niedersetzten.

Hierauf verließ ich dieselbe.

„Nun, wie gefällt Ihnen mein Pflegekind?“ frug mich an der Thürschwelle Meister Schimp, den grünen Schirm vor seinen Augen, die Brille auf der Stirne und die Tabaksdose zwischen den Fingern. Anfangs vermochte ich vor Rührung nicht zu sprechen, sondern drückte ihm nur die Hände.

„Meister Schimp, Sie sind ein großer Mann, und Du, mein Gott, bist der große Gott der Himmel!“ —

Tisch, Buffet; Blumenvasen und damit sie die große Levkoje, welche ihre rothen Blüthen vor dem Fenster ausbreitete, erreichen konnte, hatte man auch zweckdienliche, für Marietta's Füße passende Stufen angebracht. Dieses fiel nicht auf; die Harmonie fällt nie auf; aber man fühlte, daß ein Gedanke von Liebe, umfassend, warm und zart, alle Einzelnheiten überwachend, auf dem Ganzen ruhte.

In diesem Augenblicke öffnete sich geräuschvoll die Thüre. Sechs schöne Kinder, sechs kleine, lustige, rosige Mädchen, den Korb am Arme, kamen gleich einem Sturmwinde herein, stürzten auf Marietta zu und umarmten dieselbe so kräftig, daß sie in Gefahr sich befand zu ersticken. Diese lächelte mit einem Engelslächeln.

Es war merkwürdig anzusehen, mit welch' folgsam emsiger Miene sich all die Mädchen rings um Marietta niedersetzten.

Hierauf verließ ich dieselbe.

„Nun, wie gefällt Ihnen mein Pflegekind?" fragte mich an der Hausschwelle Meister Schimp, den grünen Schirm vor seinen Augen, die Brille auf der Stirne und die Tabaksdose zwischen den Fingern. Anfangs vermochte ich vor Rührung nicht zu sprechen, sondern drückte ihm nur die Hände.

„Meister Schimp, Sie sind ein großer Mann, und Ihr kleiner Gott, ist der große Gott der Himmel!"

Elisabeth von Frankreich.

Nach dem Französischen der Eugenie Foa

übersetzt von H.

I.

Der Spaziergang auf dem Schnee.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember des Jahres 1780 war sehr viel Schnee gefallen und Versailles, mit seinen prachtvollen Pallästen, seinen schön angelegten Gärten und dem herrlichen Parke, glänzte bei aufgehender Sonne unter der weißen, glitzernden Schneedecke in hellleuchtendem Strahlenglanze.

Als die Uhr des großen Schloßhofes eben 10 mal schlug, öffnete sich das Thor der Vorderseite des Palastes gegen die Freitreppe und eine sehr junge Dame, deren zarte Gestalt und blühendes, schönes Gesicht in den Pelzen, welche sie dicht umhüllten, fast verschwanden, trat mit ihrem Gefolge daraus hervor.

Als die junge Dame den Fuß auf die erste Stufe der Freitreppe gesetzt hatte, wandte sie sich zu den ihr Folgenden, mit den Worten: — „Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, bleiben Sie zurück im Pallaste; ich will nicht, daß, weil ich gerade heute Vergnügen

daran finde, im tiefen Schnee zu gehen, auch Andere durch meine Laune der Erkältung ausgesetzt werden sollen. — „Aber, Euer Königl. Hoheit können nicht allein gehen;" bemerkte die der Prinzessin zunächst stehende Dame.

— „Doch, liebe Gräfin Marsan; nur bis zum Ende des grünen Teppichs?" frug die Prinzessin lächelnd. „Fühlen Sie sich auch verpflichtet, als die Erzieherin der Kinder von Frankreich mir Vorstellungen zu machen, so kann sich doch gewiß die strenge Hofsitte nicht bei diesem unschuldigen Spaziergang verletzt fühlen. Sollte aber meine liebe Gräfin dennoch einen Angriff gegen die Gesetze der Etiquette dabei befürchten, oder sollte ihr meine Unvorsichtkeit bange machen, so — aber was ist das? Sehen Sie doch! — Gewahren Sie nichts, dort zwischen den Bäumen? . . . . auf der Bank, zu Füßen des Standbildes „der Verschwiegenheit?"

— „Jawohl, ich sehe einen schwarzen Pelz; — aber, liebe Prinzessin, Ihre Wangen sind wie Eis;" fügte die Erzieherin bei, indem sie mit mütterlicher Zärtlichkeit die Pelze der jungen Fürstin fester um sie schloß.

— Ohne die Worte der Gräfin zu beachten, rief plötzlich die Prinzessin Elisabeth: „O das ist das junge Mädchen, welches meine Gunst vorzugsweise genießt und in vollem Maße verdient; es ist die Nichte des ehrwürdigen Abbee's, der meine Kindheit geleitet hat."

— „Fräulein von Montaigu?“ frug Gräfin Marsan.

— „Dieselbe, meine liebe Gräfin.“ Und nachdem sie abermals ihr Gefolge dringend bat in den Pallast zurückzukehren, schlug sie mit leichten zierlichen Schritten den Weg nach der Bank ein, auf welcher eine schöne, schwarze Gestalt unbeweglich stille saß.

Als die Prinzessin näher kam, gewahrte sie die träumerische Unbeweglichkeit des jungen Mädchens und mit der Heiterkeit ihrer Jahre, voll Lust der Nichte ihres Mentors eine Ueberraschung zu bereiten, mäßigte sie ihre Schritte, hob die kleinen Füßchen nur mit größter Vorsicht vom Boden und gelangte so endlich auf den Fußspitzen herbeischleichend, unbemerkt hinter der Bank an. — Nachdem sie eine Weile das reizende Geschöpf, welches mit ihrem blassen, schmerzerfüllten Gesichte in Gedanken verloren vor sich hinblickte, ohne die Gegenstände zu sehen, auf denen ihre Augen ruhten, und welches nicht zu fühlen schien, daß der halbgeöffnete Pelz Arme, Hals und Schultern der grimmigen Kälte preisgab, mit Theilnahme betrachtet hatte, erhob die Prinzessin beide Hände und ließ sie rasch auf Fräulein von Montaigu's schöne, schwarze Augen niederfallen, indem sie mit verstellter Stimme fragte:

— „Wer bin ich? errathe schöne Träumerin.“

— Das Fräulein schreckte zusammen und erwiederte ungeduldig:

— „Was kümmert's mich, wer Ihr seid, laßt mich, ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt" — und mit Gewalt suchte sie sich frei zu machen; doch kaum hatte sie die Hand der Prinzessin berührt, rief sie mit dem Ausdrucke tiefer Ehrfurcht:

— „Ah, Prinzessin Elisabeth!"

— „An was hast Du mich erkannt?" frug die Prinzessin, sich vertraulich zu Fräulein von Montaigu auf die Bank setzend.

„An dem Diamant, welchen Eure Königl. Hoheit am Finger tragen und der mir schon oft Wange und Arm ritzte, jenachdem Sie die Gnade hatten . . . ."

— „Deine Wange oder Deinen Arme zu berühren, Du allerliebster Schelm mit Deiner Gnade! ... Sage, wartest Du schon lange auf mich?" —

— „Ich weiß es nicht, liebe Prinzessin, ich habe nicht gerechnet," erwiederte Karoline mit schmerzlichem Lächeln einen Seufzer unterdrückend.

— „Mein Gott, welch' ernstes, düsteres Wesen; was hast Du nur heute?" —

Und mit der gedankenlosen Oberflächlichkeit glücklicher Menschen, welche nie ein tiefes Leid erfuhren und meist nur gesprächsweise nach dem Kummer des Nächsten fragen, nicht erwägend, ja kaum ahnend, daß denselben wirklich tiefe Schmerzen oder Sorgen quälen und deßhalb die Antwort des Kummervollen nicht abwarten, erzählte die Prinzessin heiter:

„O Karoline, ich fühle mich so unendlich glücklich! vor Allem, weil ich mit Dir vereint bin und für eine kleine Weile der Etiquette entwischen konnte, um Dir meine Glückseligkeit zu schildern. — Nun höre: mein Bruder, der König, schenkt mir, wie Du weißt, als Neujahrsgabe sehr schöne Ohrringe und ein Halsband von kostbaren Diamanten und heute Morgens schickte er mir seinen Juwelier, damit ich selbst auswähle. Aber was hast Du, Karoline? sieht man Deine zerstreuten Blicke, so möchte man glauben, Du hörest gar nicht, was ich Dir erzähle.“ —

— „Verzeihen Euer Königl. Hoheit,“ erwiederte das junge Mädchen, eine Thräne, welche auf ihre kalte Wange herabfiel, heimlich wegwischend und wandte sich hierauf mit gezwungener, scheinbarer Aufmerksamkeit zur Prinzessin.

— „Also stelle Dir eine reizende Zusammenfügung von Diamanten vor;“ fuhr die Prinzessin unbesorgt fort: „Du kannst Dir nichts Geschmackvolleres, Zierlicheres denken; hätte ich einen Stock oder einen Sonnenschirm, nur irgend Etwas, ich würde Dir die Form in den Schnee zeichnen.“

Karoline erhob sich schweigend, fand einige Schritte entfernt ein dürres Holz und überreichte es der Prinzessin, nachdem sie den Handschuh abgezogen hatte.

„Aber, meine Liebe, zu was diese Förmlichkeiten? Gräfin Marsan ist nicht anwesend; da hättest

Du mir wohl vertraulich das Stöckchen mit dem Handschuh reichen können; und jetzt betrachte genau, was ich in den Schnee zeichnen werde. — Kannst Du Dir nun eine Vorstellung machen von der Form des Schmuckes?" frug die Prinzessin, indem sie erklärte: „Hier ist ein großer Diamant .... hier sind kleinere reich gesäet .... aber Du kannst erst dann einen Begriff von der Schönheit und dem Werthe des Geschmeides bekommen, wenn ich Dir den Preis desselben sage:

Die auf schwarzem Sammt genähte Reihe von Diamanten mit dem mittleren Gehänge von großen und kleinen Steinen, was zusammen ein prachtvolles Halsband bildet, kostet 15,000 Franken!" —

„15,000 Franken?" wiederholte Fräulein von Montaigu mit schmerzlicher Betonung.

„Es ist dieß die Summe, welche mein Königl. Bruder jedes Jahr für das mir bestimmte Geschenk verwendet;" — erwiederte die Prinzessin.

„15,000 Franken!" rief Fräulein von Montaigu abermals und ließ voll Schwermuth den Kopf auf die Brust herabsinken.

Ohne den schmerzlichen, fast bittern Ausdruck in der Stimme des jungen Mädchens zu bemerken, fuhr Frankreichs Tochter fort:

„Hätte der König das Doppelte darauf verwendet, so würde ich zu dem Uebrigen noch einen Reiherbusch von Diamanten gewählt haben, welcher

so aufgesteckt — sieh, gerade so über der Stirne sehr vortheilhaft zu Gesichte steht. Du erinnerst Dich wohl, die Königin hatte auf dem letzten Balle einen solchen Kopfputz und er nahm sich reizend aus! — Aber das Doppelte zu wünschen wäre ebenso ungenügsam, als thöricht; ich brauche nur das künftige Neujahr abzuwarten, und da lasse ich mir auch diesen sehnlichen Wunsch noch erfüllen. — Aber, Karoline, was hast Du nur, es friert Dich gewiß, arme Kleine? doch nein, Deine Hände glühen, Du bist krank, ja gewiß, Du bist krank," sagte die Prinzessin, Fräulein von Montaigu's Hände mit zärtlicher Sorgfalt in die Ihrigen schließend.

„Nein, Königliche Hoheit," erwiederte Karoline traurig mit dem Kopfe schüttelnd.

„So rede doch endlich, ich kann nicht immer allein sprechen; rede doch, wenn ich Dich bitte...."

„O, wie seid Ihr so glücklich!" stammelte Karoline mit einem eigenthümlichen Gemisch von Wehmuth und Bitterkeit. „Wie glücklich sind doch Ew. Königl. Hoheit!"

Eine Wolke zog über die Stirne der Prinzessin und verwischte momentan die Heiterkeit, welche vorher die schönen Gesichtszüge beseelt hatte. Sie warf das dürre Stöckchen auf den Boden, zog Karoline mit sich fort und sagte endlich ernst, fast traurig, als ob Fräulein von Montaigu's Worte einen schlummernden Schmerz in ihrer Seele erweckt hätten:

„Nein, nein, ich bin nicht glücklich!"

„Wie, Eure Königliche Hoheit — nicht glücklich!" rief das junge Mädchen fast empört über die Worte der Prinzessin, welche ihren eigenen großen Schmerz fast beleidigten. — „Ihr, so jung, so schön, so reich, von allen Menschen verehrt — Ihr, die Ihr all' Eure Wünsche befriedigen könnt, Ihr wär't nicht glücklich? Du gütiger Himmel, was könnte Euch noch fehlen?" —

„Ich weiß es eigentlich selber nicht" erwiederte die Prinzessin offen und mit liebreizender Unbefangenheit; „aber, wenn ich die vielen Menschen betrachte, welche uns Fürsten Weihrauch spenden, all' die Schmeichler höre am Hofe meines Bruders, und mich fortwährend von Ehren und Huldigungen umgeben sehe: da ist mir zuweilen, als träumte ich, nichts von all' dem gehöre mir an, ich sei das Opfer eines Blendwerkes und all' die glänzende Pracht, all' diese Ehren, diese ganze irdische Größe verschwinde mit einem Male, und dann — kannst Du mir glauben, Karoline? die Einflüsse dieser Traumbilder sind mächtiger, als meine Vernunft, ja stärker als mein Glaube; denn es erfaßt mich dann eine unerklärliche Angst und eine abergläubige Furcht. — Ich habe zuweilen die unheimlichsten Vorgefühle von bevorstehendem Unglücke, die entsetzlichsten Ahnungen von Elend und Tod! — O, Karoline, da fürchte ich mich dann sehr und — spotte meiner nicht, wenn ich

Dir sage, daß ich in solchen Momenten an allen Gliedern, ja am ganzen Körper die schauerliche, kalte Berührung des feuchten Strohes eines tiefen Kerkers fühle. Aber am furchtbarsten ist's, bei Tag oder bei Nacht, wenn ich so vollkommen wach, wie wir es gegenwärtig Beide sind, ein Schaffott aufgerichtet sehe, das ich — o, entsetzliche Täuschung der Sinne! das ich — Prinzessin Elisabeth von Frankreich! besteigen muß!" —

„Aber, liebe Prinzessin, das sind ja nur Phantasiebilder und fieberhafte Träume, die nichts bedeuten," unterbrach Karoline die junge Prinzessin über deren Bläße ganz erschrocken. Jedoch ohne auf Fräulein von Montaigu zu hören, fuhr die Prinzessin fort:

„Mein Gott! ich bin eine rechte Thörin und weiß wohl, daß meine düsteren Ahnungen sich nicht erfüllen können. Wer dürfte es wagen, meinen Bruder, den König von Frankreich vom Throne zu entfernen? — Ich bin seine Schwester, seine inniggeliebte Schwester und stehe unter seinem Schutze; wie wäre es möglich, daß ich, die Tochter und Schwester eines Königs, je in ein solches Unglück gerathen könnte! — Es ist thöricht und lächerlich nur solche Dinge zu denken; wie sollte ich einen Kerker betreten, wäre es nicht um Gefangene zu befreien und Schmerz in Freude zu verwandeln! Und trotz all' dieser vernünftigen Schlüße, übermannt mich doch zeitweise eine unbeschreibliche Bangigkeit; und selbst jetzt, während ich Dir

davon erzähle, glühen meine Hände ohngeachtet der scharfen Eisluft in Fieberhitze und meine Wangen sind wie Feuer; -- fühle nur, der Angstschweiß steht mir auf der Stirne."

„Aber Eure Königl. Hoheit sind wirklich leidend und müßen den Arzt rufen lassen," sagte Fräulein von Montaigu voll Sorge mit bewegter Stimme.

„O meine Liebe, es ist nicht der Körper, welcher leidet, sondern die Seele und für solche Schmerzen gibt es keinen Arzt," erwiederte die Prinzessin mit jener Niedergeschlagenheit, welche gewöhnlich auf eine große Aufregung folgt. — „O, es ist entsetzlich! .... Doch sprechen wir lieber von etwas Anderem," sagte die Prinzessin, nachdem sie eine Strecke Weges auf Fräulein von Montaigu's Arm gestützt, in Gedanken versunken, schweigsam einher gegangen war.

„Ja gewiß, liebe Prinzessin, es ist besser! vielleicht von etwas Heiterem?" fügte Karoline mit schmerzlichem Lächeln bei.

„Ja, meine Liebe, sprechen wir von meinem Neujahrsgeschenk," sagte die Prinzessin, ihr blondes Lockenköpfchen schüttelnd, als sollten die grauenhaften Gedanken, welche sie quälten, davon herabfallen.

„Jawohl, erzählen mir Eure Königl. Hoheit davon," erwiederte Fräulein von Montaigu mit gezwungener Heiterkeit.

„Nein, Karoline, wir werden von Dir sprechen, sagte Prinzessin Elisabeth; „ich wäre sonst egoistisch, wie die meisten glücklichen Menschen. Dein Gesichtchen ist diesen Morgen recht traurig und Du unterdrückst beständig die Thränen. Sag', ist Deine Mutter vielleicht krank, oder Dein Oheim? Etwas quält Dich, das kannst Du nicht läugnen."

So bleich Karoline vorerst war, so purpurroth färbten sich plötzlich ihre Wangen bei den Worten der Prinzessin. —

„Nein, Prinzessin Elisabeth!" erwiederte Fräulein von Montaigu sehr verlegen.

„Du lügst und das ist unrecht, doppelt unrecht," rief die Prinzessin heftig", weil ich Dir all' meine Gedanken sage, und Du mir somit auch nichts verbergen darfst, was Deine Seele bewegt."

„O, Königl. Hoheit, meine kleinen Sorgen sind von so geringer Wichtigkeit für Sie ..."

„Undankbare! Ah, da kömmt schon Gräfin Marsan," sagte die junge Fürstin mißlaunig, „nicht einen Augenblick kann eine arme Prinzessin unbewacht die goldene Freiheit genießen".

„Ihre Majestät die Königin wünschen Eure Königl. Hoheit zu sprechen," sagte Gräfin Marsan feierlich, indem sie sich vor der Prinzessin ehrfurchtsvoll verbeugte.

„O, die Königin lasse ich nicht warten, ich liebe sie zu sehr!" rief die Prinzessin Elisabeth, rasch Karolinens Arm verlassend; aber vor sie sich ganz

entfernte, faßte sie denselben wieder und flüsterte ihrem jungen Schützlinge Folgendes in's Ohr: „Ich fordere ein Versprechen von Dir. — Ich kenne die Ursache Deines Kummers nicht, weil Du sie mir verborgen hast, aber Du mußt mir noch Alles erzählen, ich will erfahren, was Dich so tief betrübt; Du weißt, eine Prinzessin vermag viel; vielleicht kann ich Dir helfen, wenn Du mir Dein Vertrauen schenkst ... Glaubst Du, es stehe in meiner Macht?"

„Nein, Königl. Hoheit! Gott allein kann mir helfen in diesem Jammer;" sagte das junge Mädchen, wohl tiefbetrübt, aber innig gerührt durch die Theilnahme ihrer hohen Gönnerin.

„Wenn ich auch nicht helfen kann, so erleichtert es doch vielleicht Deine kummervolle Seele, daß Dein Leid von einem mitfühlenden Herzen getheilt wird. — Rede immerhin, ich trage gern die Hälfte Deiner Leiden!"

„Die Königin erwartet Eure Königl. Hoheit, und bevor ich Euch mein Geheimniß mittheile, muß ich mich mit Jemanden besprechen," sagte Fräulein von Montaigu; mit flehendem Tone fügte sie bei: „Aber ihr seid so unendlich gnädig für mich, daß ich vielleicht bitten darf ...."

„Morgen zur selben Stunde mich hier einzufinden? .... Es sei," erwiederte die Prinzessin bereitwillig, indem sie Karoline herzlich zuwinkte; „Mor-

gen also auf Wiedersehen," rief sie schon eine Strecke entfernt, nochmals freundlich zurück. —

II.

Zweite Zusammenkunft auf dem Schnee.

„Eure Königl. Hoheit erwarten mich schon?" rief Fräulein von Montaigu, außer Athem bei dem Standbilde „der Verschwiegenheit", ankommend, wo die Prinzessin bereits auf und ab schritt. „Wie gütig sind Eure Königl. Hoheit!" fügte das junge Mädchen bei, indem sie die eisigkalte Hand ihrer Gönnerin zärtlich küßte.

„Ich hatte keine Ruhe," erwiederte die Prinzessin, „denn ich bereute, Dich gestern nicht dringender beredet zu haben, Dich bei mir auszusprechen; wäre ich diese Nacht gestorben, so hättest Du Deinen Kummer in Dich verschließen müssen, hättest vielleicht Niemanden gefunden, der mit so viel Liebe Dein Weh mit Dir getheilt haben würde, armes, armes Kind!"

„Ich sagte ja Eurer Königl. Hoheit, daß ich vorher mit Jemanden mich berathen müße, ehe ich Euch mein Geheimniß anvertraue."

„Und darf ich wissen, wer dieses ist?"

„Meine Mutter." —

„Und sie gestattete Dir, mir Alles zu sagen?“

O, das ist schön, nun erzähle mir nur schnell; denn ich habe große Eile; die Königin schickte wieder nach mir. — Weißt Du, warum ich gestern zu Marie Antoinette gerufen wurde? — O, man kann nicht liebenswürdiger sein, als meine geliebte Schwägerin! — Ich sprach Dir doch von dem Reiherbusche, den ich so sehnlich wünschte .... Nun gut; denke Dir, die Königin ließ mich rufen, damit ich einen solchen bei ihrem Juwelier ganz nach meinem Geschmacke auswähle; und jetzt bin ich überglücklich über diese neue Freude! — Aber nun sage mir schnell, was Dich so sehr bekümmert; könnte ich Dich doch auch so glücklich machen, wie ich es gegenwärtig bin! — Schenkt mir Gott eine Freude, so möchte ich sie mit allen Menschen theilen!“ —

Bei diesen Worten füllten sich Fräulein von Montaigu's Augen mit Thränen der innigsten Rührung.

„Ach, Königl. Hoheit! Sie können leider nichts zu meinem Glücke beitragen und fürchtete ich nicht, Sie zu beleidigen, ich würde lieber schweigen, um Ihre schöne, heitere Seele nicht mit den traurigen Schilderungen meines Mißgeschickes zu trüben;“ dann ganz leise, mit niedergeschlagenen Augen, fügte Karoline zögernd bei:

„Herr von Vieille Roche hat einen Neffen.“

„Jawohl, den zweitgebornen Sohn seines Bruders, ein junger Mann ohne Vermögen,“ unterbrach

die Prinzessin das plötzlich eingetretene Stillschweigen, denn Karoline hatte befangen innegehalten.

„Wir wurden zusammen erzogen, unsere Mütter waren Freundinnen und so ging das Gefühl inniger Freundschaft und Liebe auf uns Beide über. — Es ward der sehnlichste Wunsch meiner Mutter, den jungen Mann als Schwiegersohn zu besitzen. — Jedoch bei dem ersten Worte, welches mein Vetter seinem Oheim über seine Absichten sagte, gerieth derselbe in großen Zorn. Er entgegnete, ich sei arm — und das ist wahr; mein junger Freund besäße gar kein Vermögen, — und auch dieß ist leider nur zu wahr; schließlich bedrohte er meinen armen Vetter mit seiner ganzen Ungnade, wenn derselbe nur noch an mich denken wolle. — Ohne alle Hoffnung ließ sich der junge Vieille Roche nun gestern in die französische Garde einreihen."

„O, da muß man ihn vor Allem frei machen," erwiederte die Prinzessin lebhaft — „und dieses laß meine Sorge sein!"

„Aber inwieferne vermag ihm das zu helfen, liebe Prinzessin, wenn er mich doch nicht heirathen kann?" sagte Karoline in Thränen ausbrechend.

„Nun, es ist immerhin ein Schritt vorwärts nach dem Ziel! Ich werde mit Deinem Oheim sprechen, lasse den Minister zu mir bitten — Herrn von Maurepas — und hat er eine kleine

Stelle zu vergeben, so werde ich ihn bestimmen, zu Gunsten Deines Vetters darüber zu verfügen."

„Eine Stelle ist wohl frei, aber sie kostet 60,000 Frk. und weder er noch ich besitzen den dritten Theil dieser Summe." —

„Wie ärgerlich, mein Gott! was ist da zu thun?" sagte die Prinzessin in jener Widerspenstigkeit, welche verzogenen Kindern noch in spätern Jahren eigen bleibt, ungeduldig mit ihrem kleinen Füßchen auf den Boden stampfend. — „Aber weine doch nicht so heftig, liebe Karoline, noch ist nicht Alles verloren. Komm mit mir, mein armes Kind — komm! wir wollen in meinem warmen Gemache zusammen überlegen; zwei Köpfen fällt immer mehr ein, als einem, und wer weiß, ob uns nicht ein guter, nützlicher Gedanke kömmt; nun trockne Deine rothgeweinten Augen und folge mir." —

Aber kaum hatte sich die Prinzessin mit ihrem Schützling in ihre Gemächer zurückgezogen, da klopfte der diensthabende Thürsteher an den Doppelthüren des Gemaches Ihrer Königl. Hoheit und kündigte den Besuch der Majestäten an.

III.

Das Heirathsgut.

Als dieser edle, gütige und doch so unglückliche König und diese junge, schöne Königin, welche ihr

Haupt mit so vieler Grazie und Würde trug, dieses Haupt, das unter dem Henkerbeile fallen sollte, eintraten, verbarg sich Fräulein von Montaigu in dem verborgensten Winkel des Gemaches.

Prinzessin Elisabeth eilte den hohen Verwandten mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit entgegen, aber so sehr dieser Besuch sie erfreute, vermochte sie doch nicht rasch genug den schmerzlichen Eindruck, welchen ihre zartfühlende Seele durch die Schilderung von Karolinens Schicksal erhalten hatte, gänzlich zu verwischen, sondern ihre schönen Augen behielten einen trüben, schmerzlichen Ausdruck, welchen die Königin sogleich bemerkte. —

„Was ist Euch, liebe Schwester? Betrachtet man heute Euren sonst so klaren Blick, so muß man befürchten, daß Eure Augen Thränen vergossen haben," sagte die Königin, indem sie die Prinzessin liebevoll auf die Stirne küßte.

„Bah . . . es mag wohl nicht mehr, als eine kindische Laune sein, welche durch die Geschenke, die wir bringen, schnell vergessen sein wird," sagte Ludwig XVI., indem er ein Futteral von rothem Maroquin-Leder öffnete und der Prinzessin den Inhalt desselben zeigte. Ein Gleiches that hierauf die Königin mit dem rothen Futteral, welches sie bisher geschlossen in der Hand hielt. Beide enthielten kostbare Geschmeide von werthvollen Diamanten. Als Prinzessin Elisabeth beim Anblicke dieses prachtvollen Geschenkes in

tiefes Schweigen versunken stille stand, sagte ihr der König in scherzhaft, neckendem Tone:

„Noch ist der Schmuck nicht gekauft, solltet Ihr etwas Anderes wünschen, so sagt es!“ —

„Ja, liebe Elisabeth, sagt es aufrichtig, ohne Scheu,“ fügte Marie Antoinette gütig bei. Ein Gedanke, den sie nicht den Muth fühlte, auszusprechen, schien in der Seele der Prinzessin aufzutauchen.

Zögernd und erröthend blickte sie bald den König und dann wieder die Königin an, betrachtete wiederholt das Geschmeide, welches vor ihren entzückten Augen funkelte; endlich warf sie flehende Blicke auf die Majestäten, ihre Lippen öffneten sich zum Sprechen; doch diese Lippen, auf welchen bereits der geheime Wunsch ihres Herzens schwebte, schloßen sich wieder und drängten den gefaßten Gedanken in ihre schöne Seele zurück. — Wohl fühlend, daß ein zu langes Schweigen für ihre hohen Verwandten unhöflich erscheinen würde, sagte sie endlich entschlossen, aber mit großer Anstrengung:

„Ja, gerne würde ich um Etwas Anderes gebeten haben, wenn ich es wagen dürfte.“

„Da sehe man doch die Jugend!“ rief der König aus, indeß die Königin das Futteral lächelnd schloß. —

„Die jungen Mädchen wünschen sehnlichst eine Sache, welche, wenn man sie versagt, ihnen das Leben zu kosten scheint; gewährt man ihren Wunsch, so hat

die Erfüllung keinen Werth mehr für sie!„ — fügte der König fast ungeduldig bei. —

„Und was ist es, liebe Elisabeth, was Ihr so sehnlich wünscht?“ frug die Königin mit dem sanftesten Laut ihrer Stimme um die sehr verlegene Prinzessin nicht noch mehr einzuschüchtern.

„Ja, sprecht, wir wollen hören,“ sagte der König.

„Ich möchte gerne . . .“ stotterte die Prinzessin mit einem verstohlenen Blick Karoline suchend, welche sich bemühte, vor den Majestäten verborgen zu bleiben, „ich möchte gerne . . . . wenn es möglich wäre . . . als Gnade von Eurer Majestät . . . .“

„Arme Elisabeth! wie ist sie so befangen, um uns eine Sache mitzutheilen, welche ihr Freude und uns darum schon Vergnügen machen wird;“ sagte die Königin, indem sie die junge Prinzessin zärtlich auf die Wange klopfte. „Sprecht, liebes Kind, wir sind neugierig zu hören.“

„Ich wünschte statt der Diamanten das Geld, welches sie gekostet haben,“ sagte Elisabeth mit großer Verlegenheit, die Worte herausstoßend.

„Es sei Euch gerne gewährt,“ erwiederte der König freundlich.

„Das ist nicht Alles,“ fügte Prinzessin Elisabeth durch die rasche Einwilligung des Königs ermuthigt bei. Jedes Jahr haben Eure Majestät ohngefähr 15,000 Fr. für mein Neujahrsgeschenk bestimmt . . .“

„Sollten wir einmal Frauen in das Finanz-Ministerium berufen, so kann Prinzessin Elisabeth auf meine Stimme bauen, denn Ihr rechnet ganz vortrefflich!“ fügte der König lächelnd bei.

Ohne auf diesen spöttischen Scherz zu merken, faltete die Prinzessin bittend die Hände und sprach:

„O mein Bruder und König! übt noch einen Akt Eurer erhabenen Großmuth aus: gewährt mir die für das Geschenk bestimmte Summe sogleich auf 4 Jahre voraus!“ —

„Wenn ich so gut rechne, wie mein kleiner Finanzminister, so beträgt dieß 60,000 Franken?“ —

„Ja, Majestät!“ —

„Ich glaube, daß meine Privatkassa in diesem Augenblick ein solches Anlehen gestattet; nur wünschte ich zu erfahren, zu welchem Zwecke eine so namhafte Summe verwendet werden soll.“ Elisabeth wandte sich nach Karolinens Versteck und zog ihren Schützling fast mit Gewalt vor die Majestäten; sodann erwiederte sie mit ihrem rührenden, lieblichen Wesen, das alle Herzen gewann:

„Die gewünschte Summe macht das Glück dieses jungen Mädchens, das des jungen Ritters von Vieille-Roche, welcher sich damit eine Stelle am Hofe kaufen kann; sie macht das Glück seiner alten Mutter und endlich auch das Meine, da ich überglücklich sein werde, wenn der sehnlichste Wunsch diesem meinem Schützlinge erfüllt wird!“ —

„Wie können Eure Königl. Hoheit glauben, daß ich ein solches Opfer annehmen würde! habt Ihr nicht diesen Morgen noch den kostbaren Schmuck als die Ursache Eurer Glückseligkeit betrachtet! Nein, nein, Königl. Hoheit, ein solches Opfer werde ich nimmermehr annehmen!“

„Du mußt, weil ich es so will!“ rief die Prinzessin mit jener königlichen Würde, welche so schön ist, wenn sie sich mit Herzensgüte paart. „Ja, ich will es, vorausgesetzt, daß es mein Bruder, der König genehmigt.“ —

„Ihr seid ein Engel, meine theure Elisabeth,“ sagte der König gerührt, „Ihr seid der Engel der Königlichen Familie, welcher sie vor Unglück schützen wird! — Mit herzlicher Freude bewillige ich, was Euer edles Herz von mir begehrt.“ —

„O Prinzessin Elisabeth, o meine Wohlthäterin!“ rief Fräulein von Montaigu, indem sie vor der Prinzessin auf die Kniee sank und deren Hand mit Küssen bedeckte.

„Schweig, liebe Kleine,“ entgegnete Elisabeth, hob Karoline auf und flüsterte ihr zu:

„Es ist kein Opfer, denn ich habe das Bedürfniß Gutes zu thun; es wird dieser Trieb mich vielleicht vor künftigem Unheil bewahren, so hoffe ich.“

„Nun denn!“ sagte der König, abermals die funkelnden Steine der Prinzessin zeigend, welche sie

gleichgültig betrachtete; „also ich nehme das Geschmeide zurück. Schade, es hätte Euch so schön gekleidet! — Ich werde meinen Schatzmeister sogleich beauftragen, Euch die Summe auszubezahlen, welche der Schmuck beträgt.“

„Danke tausendmal, lieber Bruder! Auch versteht es sich von selbst, daß Ihr mir nun 4 Jahre lang kein Neujahrsgeschenk mehr gebt,“ bat die Prinzessin recht von Herzen befriedigt.

„Das werdet Ihr mir wohl nicht gar so bestimmt untersagen, meine liebe Elisabeth?“ erwiederte der König. —

„Ganz entschieden,“ bejahte die Prinzessin; „es wäre sonst nicht ich, sondern Eure Majestät, welche das Glück meiner jungen Freundin gemacht hätte.“

„Ganz recht,“ sagte die Königin, „aber ich bin nicht bei der Sache betheiligt und so ist es mir nicht benommen, Euch ein Neujahrsgeschenk zu geben!“

„Jawohl, Marie Antoinette, Euch ist es gestattet,“ fügte der König bei.

„O, ich nehme es auch mit Freuden an,“ rief Elisabeth, der Königin zärtlich die Hand küssend. Nun bin ich aber so glücklich, so unaussprechlich glücklich, daß es mir bange machen könnte.“ —

„Du bist ein thörichtes Kind Elisabeth!“ sagten die Majestäten zugleich.

Leider wurden die düstern Ahnungen dieser liebenswürdigen Prinzessin nur zu bald erfüllt.

Ungeachtet ihrer großen, seltenen Eigenschaften, welche sie allen Fürsten Europa's begehrenswerth erscheinen ließ, verheirathete sie sich doch nicht; sie sollte mit ihrer unglücklichen Familie die Palme des Martyrthums theilen.

Die ersten Entbehrungen, welche die Zerrüttung der Staatsfinanzen herbeiführen, erlitt freiwillig Prinzeß Elisabeth. —

Man sprach von Einschränkungen; da ließ sie sogleich den Königl. Stallmeister kommen und beauftragte ihn, daß, wenn eine Verminderung des Marstalles stattfinden sollte, vor allem ihre Reitpferde zu entfernen, und doch war die Reitkunst eine ihrer liebsten Vergnügungen.

In dieser ernsten Zeit der allgemeinen Gährung hielt sie sich so viel als möglich ferne von all' den Huldigungen und Ehren, welche den Mitgliedern des königl. Hauses am Hofe Ludwig XVI. fortwährend zu Theil wurden; sie begab sich oftmals nach St. Cyr, ermunterte durch ihre Gegenwart, Ermahnungen und Theilnahme die Zöglinge zum Guten, und wollte sie zuweilen die Einsamkeit genießen, so begab sie sich nach Montreuil, ihrem Lieblingsorte, und lag daselbst ihren Studien ob, vorzüglich der Botanik, in welcher Herr Lemonier, erster Leibarzt des Königs, ihr Unterricht ertheilte. —

Der lange, rauhe Winter 1789 gab ihr mannigfache Gelegenheit, ihre Wohlthätigkeit auszuüben. Sie erschöpfte ihre Hülfsquellen, um die Armen und Unglücklichen gegen die entsetzliche Kälte zu schützen und sie von einem elenden Tode zu erretten.

Es fiel in dasselbe Jahre, wo auch für sie, die edle Fürstin, Elend und Tod bestimmt waren! Sie trug die schwersten Leiden, Demüthigungen und Härte mit bewunderungswürdiger Ergebung und bewies in dieser Schreckenszeit die wahre, christliche Tugend ihrer erhabenen Seele.

Der königlichen Familie mit der innigsten Liebe und den heiligen Banden der Verwandtschaft verbunden, theilte sie in Allem das traurige Schicksal derselben. —

Es verging nicht ein Tag in der harten Prüfungszeit dieser Prinzessin, an dem man nicht wenigstens einen Akt der Seelengüte oder der selbstlosen Hingebung hätte aufzeichnen können. Einmal befand sie sich an der Seite des Königs und wurde für die Königin gehalten; ein zügelloser Aufrührer wollte sich auf sie stürzen um des schändlichen Ruhmes willen, die Königin ermordet zu haben. Oberstallmeister Ritter von Saint Pardoux warf sich zwischen sie und den Mörder und rief: „Es ist nicht die Königin!“ — Da sagte Prinzessin Elisabeth mit sanftem Vorwurf zu dem Ritter: „Warum habt Ihr ihn enttäuscht!“ —

Von all' den schrecklichen Leiden, welche diese arme Prinzessin erdulden mußte, werde ich nur die letzten schaudervollsten Stunden aufzeichnen.

Sie erbat sich die Erlaubniß, ihre Familie in das Gefängniß du Temple begleiten zu dürfen, und sah ihren Bruder und ihre Schwägerin zur Hinrichtung wandern.

Am 9. Mai 1794 riß man Prinzessin Elisabeth mit roher Gewalt aus den Armen ihrer Nichte, der spätern Herzogin von Angoulême, um auch sie vor das revolutionäre Gericht zu führen. Den darauffolgenden Tag wurde sie verurtheilt und hingerichtet.

Auf dem Wege zum Schaffot ermunterte sie diejenigen, welche gleich ihr zum Tode verurtheilt waren und eine Ruhestätte mit ihr theilen sollten, zur Ergebung und suchte ihnen Kraft und Muth zu geben für die letzte Reise.

Man zwang sie grausamer Weise der Hinrichtung ihrer Frauen, welche sie zur Richtstätte begleitet hatten, beizuwohnen. Eine Jede grüßte die Prinzessin mit tiefem Schmerze und innigster Verehrung, als sie an ihrer Herrin vorüber schreiten mußte und eine Jede wurde von ihr mit rührender Güte umarmt, während sie durch ein Paar zärtliche Worte die Todesschrecken zu versüßen suchte.

Sie selbst beschloß dieses entsetzliche Schauspiel durch einen wahrhaft christlichen Tod in ihrem 30. Lebensalter noch in vollster Blüthe ihrer engelreinen Schönheit. —

Von all den schrecklichen Leiden, welche diese arme Prinzessin erdulden mußte, werde ich nur die letzten schauerlichsten Stunden aufzeichnen.

Sie erbat sich die Erlaubniß, ihre Familie in das Gefängniß du Temple begleiten zu dürfen, und sah ihren Bruder und ihre Schwägerin zur Hinrichtung wandern.

Am 9. Mai 1794 riß man Prinzessin Elisabeth mit roher Gewalt aus den Armen ihrer Nichte, der späteren Herzogin von Angoulême, um auch sie vor das revolutionäre Gericht zu führen. Den darauffolgenden Tag wurde sie verurtheilt und hingerichtet.

Auf dem Wege zum Schaffot ermunterte sie diejenigen, welche gleich ihr zum Tode verurtheilt waren und eine Nothwendigkeit mit ihr theilen sollten, zur Ergebung und suchte ihnen Kraft und Muth zu geben für die letzte Reise.

Man zwang sie grausamer Weise der Hinrichtung ihrer Damen, welche sie zur Richtstätte begleitet hatten, beizuwohnen. Eine Jede grüßte die Prinzessin mit tiefem Schmerze und inniger Verehrung, als sie an ihrer Seite vorüber schreiten mußte und eine Jede wurde von ihr mit rührender Güte umarmt, während sie durch ein Paar zärtliche Worte die Todesschrecken zu versüßen suchte.

Sie selbst beschloß dieses entsetzliche Schauspiel durch einen wahrhaft christlichen Tod in ihrem 30. Lebensjahre noch in vollster Blüthe ihrer engelreinen Schönheit. —

Die drei Rosen.

Nach dem Französischen aus den Horizons-Prochains,

übersetzt von G.

Drei Rosen schnell entblättert auf Erden; drei Rosen fortblühend im Himmel.

Es waren drei Mädchen; eine jede hieß Rosa; sie starben vor ihrem zwanzigsten Lebensjahre.

Ich glaube es waren drei Basen. Obgleich aus einer Familie, kannten sie sich doch nicht oder nur wenig, da sie in langen Zwischenräumen aufeinander folgten.

Als man die eine zu Grabe trug, spielte die Andere — eine lachende Blondine in ihrem Lebens-Frühlinge am Rande des Weges.

* * *

I.

Die Erste kannte ich schon in ihrer frühen Kindheit. Sie lebte mit ihrem Vater, ihrer Mutter und einem jüngeren Bruder in einem Meierhofe an der Grenze des Waldes.

Wir werden nicht in den Wald eindringen, sondern ich will nur den Lesern mittheilen, daß der Meierhof gerade gegen Morgen gelegen, sehr ausgedehnt und schön war; die Dachung des Hauses hing wie eine Kapuze herab, gleichsam, um die Bewohner besser zu schützen; man hörte im Garten einen großen Bienenschwarm summen; Wunder-Rosen, rother Mohn, Stiefmütterchen und Ringelblumen blüthen daselbst; Wiesen und Weinberge umschlossen die Meierei, und die Weinreben, mit ihren gelblichen Blättern, rankten sich bis zur Scheune hin. Die alten Bäume, hundertjährige Eichen, welche im Niederholze vereinzelt standen, beherbergten alle Vögel der Umgegend und bildeten somit ein großes Vogelhaus unter freiem Himmel, wo vom frühesten Morgen an die Amsel sang, Meise, Specht, Zaunkönig, Rothkehlchen, Grasmücke, ja der ganze Sängerchor der Vogelwelt so gut musicirten, daß die Nachtigall, obgleich sie sich sehr ausgebreitet hatte, nur mit großer Mühe ihre Herrschaft behaupten konnte. War sie jedoch einmal heimisch niedergelassen, dann hörte man nur mehr sie allein und nach allen Richtungen des Waldes sendete sie die Laute ihrer mächtigen Stimme.

Ungemein lieblich und schön ist im Frühling der Aufenthalt im Eichwalde, wenn die Gesträuche, welche das Dickicht bilden, mit jungem Laub bedeckt sind, die alten Bäume noch kaum Blätter treiben und am Fuße der Stämme eine starke Verschlingung von Lianen,

Heckenrosen, Holler und Clematiten sich bildet, alles üppig und kräftig, im Ueberflusse der jungen Triebe, nur hie und da einzelne große Pflanzen, ihre Blätter ausbreiten. Ueber all dem oben in luftiger Höhe wölbt sich die leichte, durchsichtige Kuppel der großen, ehrwürdigen Bäume. — Wo man hinblickt ist alles licht; überall an allen Stellen des Waldes scheint eher eine grünliche Wolke, ein durchschimmernder Smaragd, als entschiedenes Grün sichtbar. Die ganze Atmosphäre schillert grün; es ist, als ob die grüne Färbung durch die Luft strömte, das Grün verschwimmt in dem Blau des Himmels. Es sind nicht jene Luftgebilde des Hochsommers, nicht jene weißen Streifen, welche das Himmelsblau durchschneiden, nicht das verschwommene Gewölke der heißen Juli-Tage; nein, überall ist es hell und doch schattig und auf dem zarten Grunde des jungen Blattes zeichnen sich die kräftigen Umrisse der schwarzen Stämme schroff ab. —

Hier sammelten Rosa und ihr Bruder schöne Blumen zu Sträußen; im April: das liebe Immergrün, welches mit seinen blauen Blüthen-Sternen den Boden des Waldes bedeckt, und im Mai: Maiglöckchen, welche verborgen unter Brombeerstauden im Halb-Schatten an der Wurzel alter Eichen am besten fortkommen.

Welch' eine Seligkeit für Kinder; hier, halbversteckt mit tausend kleinen Wunden und Ritzen

herumzukriechen, während die Nachtigall schlägt und die andern Vögel lustig pfeifen und zwitschern; bei jedem Schritte aufmerksam suchend, bis endlich eine Ausstellung herrlicher Schätze entdeckt ist.

„Sind welche da, mein Bruder?" hörte man fragen, und mit freiem Gewissen eilt die Hand, pflückt und pflückt, so lange sie etwas findet.

Da sind sie denn diese niedlichen Maiglöckchen; die sittigen, ehrsamen Blümchen! wie sind sie so dicht und gerade gewachsen mit ihren Blüthenkelchen, gleich umgestürzten Urnen, die niederhängenden aufgeblüht, die aufrechtstehenden noch Knospen. — Im Gebirge gibt es auch Maiglöckchen, doch haben diese eine andere Form, sie sind zarter und duften ätherischer. — Das sind aber nicht die wahren, ächten; es ist nicht die Blume des Sängers, der Jugendtraum der Großmutter; man läßt diese Glöckchen stehen, wie die Waldwicke mit ihrem schillerndem Gewande, wie die Orchis — man läßt Alles, was nicht die ächte Maiblume ist.

Welch' ein Frühlingsduft, ja der Inbegriff der Frische strömt aus der dichten Garbe, welche unter den emsigen Händchen entstanden. Man möchte behaupten, der ganze Zauber des Mai-Monates sei in solcher Blumengabe enthalten: der schöne Himmel, das junge Laub; der Gesang der Vögel! —

Leise, aufeinanderfolgende Rufe wurden hörbar.

„Hast Du welche?"

„Ja."

„Ein guter Platz?“

Tiefe Stille.

Keine Jagd wird wohl mit so viel Selbstsucht betrieben, wie die Jagd nach Maiglöckchen. Man schweigt, denn „Nein“ sagen wäre eine Lüge, und „Ja“ hieße den kostbaren Fund wieder verlieren. Man beeilt sich, murmelt einige unverständliche Worte, die nichts verrathen, und ist die geheim entdeckte Stelle gehörig abgepflückt, schleicht man weiter, immer weiter bis zu einem andern wohlduftenden, mit weißen Blüthen-Garben übersäetem Verstecke.

So stieg Rosa im Walde immer höher bergan und ganz oben angekommen, rief sie ängstlich ihrem Bruder. Er kam nach mit zerrissener Hose, drei armselige Blümchen in der Hand.

„Ist das Alles?“ fragte Rosa und zeigte ihm den reichen, großen Buschen.

„O!“ seufzte der Kleine, und die wenigen Blümchen fielen ihm aus der Hand. —

Hierauf ging er weiter auf dem dünn bewachsenen, elastischen Rasen, der den Berg bedeckte, welcher über unregelmäßige Abhänge in die Ebene führt.

Dieser Erdraum gehört Niemanden. Es ist der gemeinsame Platz, wo Alt und Jung am Sonntage lustwandelt, und wo an Werktagen die Schaafe weiden.

Die Gesträuche bilden einen großen, freien Saal, der von alterthümlichen Eichen stellenweis beschattet ist. Weder Feld noch Wiese, weder Rasen noch Bäume

— nichts ist da, von dem man sagen könnte, es gehört irgend Jemanden aus der Umgegend. Es lebt hier die eingeborne Flora, es ist das Erbgut der Kinder, der Armen, Aller; jenes Erdfleckchen, wohin die von den Kartoffeln vertriebene Poesie sich geflüchtet hat.

Rosa schweifte daselbst umher, indem sie ihren Strauß ordnete; ihr Bruder rannte, hüpfte und machte tausend Luftsprünge. —

Keines von Beiden schaute nach den am Horizont abgezeichneten Alpen, nicht nach dem blauen See, der in der Ferne still und unbeweglich in seiner grünen Schaale lag. Sie hörten nicht das Glockengeläute, diese feierlich, ernsten Wohlklänge, welche weit durch die Lüfte hallten; sie fühlten kaum die Morgenluft, welche die ganze Landschaft erfrischte; sahen nicht, wie der Rasen, auf welchem hie und da einzelne Föhren standen, immer dichter und wilder wucherte; nicht die mächtigen Bergschichten, die freundlichen von Weinbergen umgebenen Weiler, und nicht die zerstreut umher liegenden Wohnhäuser; von all' dem, was einen Maler entzückt hätte, ahnten die Kinder nichts. Planlos wandelten sie dahin, in einem schönen, blassen Strahlenlichte, scheinbar fremd für den mächtigen Zauber dieser herrlichen Naturschauspiele.

Und doch sind es die Wunder des Mai-Monats, die reine Waldathmosphäre, der Duft der Tanne, der Wohl-

geruch des Maiblümchens, der von den Gipfeln der der Alpen durchschnittene Himmel unserer Thäler, jene schwarze Wand des Jura, über welche sich am Abende eine tiefe Gluth herabsenkt, es ist jenes gewisse Etwas, welches in die Herzen unserer Söhne dringt, dieselben zur Flucht treibt, oder sie tödtet; jenes mächtige Gefühl der Sehnsucht, welches ihnen in die großen Städte folgt, ich weiß nicht, was für Zauberworte zuflüstert und, allen Glanz und Luxus vernichtend, ihnen Thränen entlockt.

An den Sonntagen öffnete sich für die Kinder des Dorfes der Hof eines naheliegenden Schloßes.

Rosa und ihr Bruder eilten auch herbei über Weinberg und Wiesen auf diesen Tummelplatz der Jugend.

Die Bewohner des alten Gebäudes waren träumerische, aber gutherzige Leute, frei von Stolz; sie ließen gerne Alles geschehen, was Anderen Freude machen konnte. — Eine ganze Heerde Kinder, vielleicht sechzig an der Zahl, versammelten sich im Hofraum und sangen im Schatten der Platanen auf einer Bank sitzend, mit den herabhängenden Füßen den Takt gebend, ihre Weisen, die wie Klagelieder lauteten. Die naiven und zugleich melancholischen Gesänge bestanden in aufeinander folgenden, immer wiederholten Strophen, begleitet vom Geplätscher der Springbrunnen. — Plötzlich, man wußte nicht warum, sprangen sie alle von ihren Sitzen in die Höhe; es war wie ein

Staarenauflug — und bildeten einen weiten Kreis, der fast den ganzen Hofraum ausfüllte. Hierauf riefen sie einander zu: „Das ist der Ritter von der Wacht ꝛc. ꝛc. Das ist ein schönes Schloß ꝛc. ꝛc. Aber auch diese Rufe hallten in einem kläglichen Tone; so ist denn überall, sogar im Spiele der Kinder, eine geheime Wehmuth verborgen. Mit einem Male unter wildem Auseinanderrennen, Jauchzen und Schreien zerriß der große Kreis; es war der Ausbruch des so beglückenden Bewußtsein's auf dieser schönen Erde — ein Kind zu sein.

Rosa schlüpfte allein, etwas erschreckt, in eine Ecke und hielt sich von dem wilden Schwarme entfernt; hingegen mischte sich ihr Bruder, vor Freude taumelnd in Spiel und Tanz; sein Lockenhaupt schüttelnd, sprang er muthwillig in die Luft, wie das Schäfchen auf blumiger Wiese.

Am Abende kehrte man in größern oder kleineren Truppen nach Hause.

Rosa und ihr Bruder wandelten über den Friedhof an der weißen Kirche scheu vorüber; denn die Nacht brach herein, und der hellleuchtende Mond blickte sanft auf die Kinder nieder. Sie beschleunigten ihre Schritte, um bald in die Nachbarschaft des Waldes zu kommen, und erst, als sie die wohlbekannten Anpflanzungen von Bohnen, Kohl und Kraut erreicht hatten, fanden sie ihre Stimme wieder, und der Kleine kehrte, ein Aerntelied laut aus vollem Halse singend,

als muthiger Junge fröhlich zum Herde der Mutter zurück. Hier wurden nun die Freuden des Schloßhofes erzählt. —

Eines Sonntags kamen weder Bruder noch Schwester auf den Spielplatz. — Der Kleine lag ausgestreckt auf seinem Lager, das zu Füßen der Betten der Aeltern stand, krank darnieder. Der Vater saß bleich, mit hohlen Augen und in tiefem Schweigen am Bettchen des Knaben; die Mutter hielt knieend das kranke Söhnlein in ihren Armen, Rosa stand angstvoll, in lautlosem Staunen dabei.

Schon schwebte der Todesengel über dem Haupte des Kindes, seine Züge waren nicht verzerrt, keine Todtenfarbe bleichte die Wangen; aber der verklärte, überirdische Ausdruck seines Gesichtchens und der verschwommene, ätherische Blick gaben Kunde von dem herannahenden Ende.

„Mutter, Mutter!“ flüsterte er, durch das Fenster gegen den Himmel blickend. Die Mutter beugte ihr Haupt vor und erbleichte. „O Mutter, ich sehe schöne Engel! Seht ihr sie auch, Vater?“ Dann streckte er die Arme aus und verschied.

Rasch, wie dieses junge Leben, eilten die darauffolgenden Jahre dahin. Rosa wuchs zu einem schönen, blühenden Mädchen heran; sie war dabei ernst und vernünftig und führte ein sehr zurückgezogenes Leben. Am Abende, zur Zeit, wenn das Laub fällt, begegnete man ihr im Weinberge, mit aufgeschürztem

Rocke, einen Pack Weinreben auf dem Kopfe, zierlich die Bürde mit einem Finger im Gleichgewicht haltend; rings um sie hängen die blätterlosen Ranken herab und verhüllen ihre schlanke Gestalt. Sie ging bescheiden und sittig einher, gleichmäßigen, leichten Schrittes wie arbeitsame Mädchen zu thun pflegen. Hielt man sie einen Augenblick an, um mit ihr zu plaudern, so überzog Purpurröthe ihre Wangen, doch blickte sie einem dabei natürlich und offen an, antwortete weder linkisch noch vorlaut etliche Worte und wandelte wieder ihres Weges dahin. Man wähnte eine holde Wald-Nymphe habe einem mit ihrem luftigen Gewande berührt und erstaunt sah man ihr nach.

Rosa's achtzehnter Sommer war gekommen und mit ihm Lust und Tanz.

An einem herrlichen Juli-Abende, nach beschlossener Aernte, zogen die munteren Geiger und hinter denselben Burschen und Mädchen heiter durch den Wald heran. —

„Ich will mich flüchten!" sagte Rosa ängstlich.

„Einfältiges Mädchen" erwiederte die Mutter, die spöttischen Reden der Leute fürchtend. — Die Clarinette pfiff, und die immer wechselnden, hoch und tiefen Töne hallten fröhlich durch den ganzen Wald.

Rosa konnte sich kaum bemeistern, sie fühlte ihre Füße unter sich tanzen; sie war in vollster Aufregung, und mit heftig klopfendem Herzen und strahlenden

Augen, sehnte sie sich doch fort, weit fort, nach dem Gipfel des höchsten Berges.

Die Musik rückte näher, immer näher, die Melodieen klangen lauter und lockender; Rosa konnte die Thränen kaum zurückhalten, und es war ihr zu Muthe, als ob mit einem Male Friede, Unschuld und Jugend aus ihrem reinen Herzen entfliehen wollten. —

Das dürre Laub rauschte, man vernahm heiteres Lachen, und zwischen den Aesten sah man den Zug fröhlich herankommen.

„O Maria, Mutter der Engel!“ rief's in Rosa's beklommenem Herzen. —

Warum wird beim lauten Jubel der Andern unsere Seele oft so schwermüthig und trübe?

Rosa zog sich zurück und bat ihre Mutter: „O, gestatte nicht, daß ich mit ihnen gehe!“ —

Jedoch die Mutter, eine einfach denkende Frau, ging nicht darauf ein. Rosa war bereits achtzehn Jahre alt, sie sollte die Freuden ihrer Jugend-Genossinnen theilen, sonst könnte man sie für hochmüthig halten.

Indeß waren die Bursche und Mädchen, voraus die Musikanten, auf der Wiese angelangt und luden Rosa ein, sich ihnen anzuschließen: „Da sind wir alle gekommen, das ganze Dorf, um Dich zu holen, und Du siehst wohl ein, daß es für uns eine Beleidigung

wäre, wenn Du Dich weigertest an unserm Vergnügen Theil zu nehmen."

Rosa wollte sich scheu abwenden, aber einige junge Freundinnen traten bittend zu ihr: „Komm mit uns, Rosa, wir sind ja auch dabei; thu' ihnen nicht wehe, Du weißt nicht, mit wie gutem Herzen sie Dich aufsuchten. Ist denn etwas Böses daran, ein bischen fröhlich zu sein?" —

In dieser Weise sie überredend, zogen die Mädchen Rosa längs des Fußpfades mit sich fort, und bald waren sie mit den Andern vereint, welche bereits unter der großen Eiche auf grünem Rasen beim Klang der heitern Musik sich zum Tanze versammelt hatten.

Es war ein Sonntag Abend. —

Fühlte sich Rosa diesen Abend glücklich? — Für kurze Augenblicke schlug ihr Herz hochentzückt. Sie wurde auf dem Tanzplatze mit großem Jubel empfangen; dabei schlich sich leise die Eitelkeit in ihre junge Seele, welche dennoch tief bewegt war.

Sie gedachte ihres stillen Kämmerleins, des frommen Abendliedes, welches täglich auf der Bank vor ihrem Aelternhause gesungen wurde, während der Mond langsam über die alten Eichen heraufzog; sie gedachte der Spaziergänge mit ihrer Mutter über die frischen Wiesen längs des Waldes. Ob sie wohl auch im Stillen betete? Ich weiß es nicht. —

Solche Sonntag Abende haben zuweilen ein trauriges Ende.

Es folgten deren mehrere in ähnlicher Weise aufeinander; Rosa konnte aber kein wahres Vergnügen dabei finden. Junge Seelen, welche Christus mit seiner Gnade heimgesucht hat, mögen wohl die Lippen in den Becher thörichter Weltfreuden tauchen, doch werden sie denselben niemals in vollen Zügen leeren. Die Seele, welche einmal die innige Vereinigung mit Gott erfahren, sich von dem starken Wort der Schrift genährt und das ganze Leben hindurch muthig den Feind — jenen reißenden Löwen, welcher seine Beute verschlingt — in ihrer Brust bekämpft hat, solch' eine Seele verweilt nie lange bei falschen Weltfreuden. Es ekelt ihr bald, sie fürchtet sich vor den Fallstricken und würde die verlorenen Himmelsgüter zu schmerzlich vermissen. —

Denn die Welt, wie ich sie hier verstehe, ist nicht jener harmlose Frohsinn, das heitere Lachen der Jugend, die unschuldigen Zusammenkünfte unverdorbener Menschen; es ist nicht jenes freudestrahlende Seligsein, die herzliche Uebereinstimmung, jener fröhliche Ausbruch gesunder, reiner Gemüther. Nein, es ist die Leichtfertigkeit, Verschwendungssucht, gepaart mit jenem kleinlichen Neide, das böswillige Gerede und die übermäßige Eitelkeit, es sind die Herzen, welche sich von Gott trennen und vom Allvater begehren:

„Gib mir mein Gut, ich will es ferne von Dir, mit Lust genießen.“ —

Obgleich beunruhigt und entmuthigt ging Rosa dennoch diesen gefährlichen Weg. Aber schon frühzeitig berührte sie der Todesengel.

Ein langwieriges, böses Uebel überfiel sie mit öfter wiederkehrender Hoffnung zum Leben und abermaligen plötzlichen Rückfällen zum Schlimmsten. Aber Rosa hatte dadurch ihr verlorenes Glück wieder gefunden. Zwar schwach und entkräftet zu Bette liegend, strahlte der Friede wieder auf ihrer Stirne. Ihr junges Leben schwand allmählig, aber sanft dahin; sie ging den Weg Aller und der Himmel stand ihr offen. Bei dem Schmerzgefühle, Vater und Mutter verlassen zu müssen, regte sich auch eine gewisse stille Freudigkeit in ihrem Innern; doch war ihre Seele nicht ohne Kampf, nicht ohne Ringen mit dem entfliehenden Leben. — Sie hatte Tage, wo ihr die Erde schön und lieblich, der Tod öde und kalt erschien, wo jenes unbekannte Etwas, jener geheimnißvolle Uebergang in das Jenseits, sie mit Schauder erfüllte. — Solche Tage wechselten mit anderen, fröhlicheren, wo der Himmel ihr nahe schien, sie die mächtige Hand des Erlösers fühlte, froh aussah, als ob sie wie sonst leichten, entschiedenen Schrittes den Fußpfad entlang, das Haupt mit Reben umkränzt und von der Glut der untergehenden Sonne übergossen, einher wandelte.

In einer Nacht — es war ihre letzte — bat sie, die lieber Schmerzen erlitten, als daß sie eines ihrer Angehörigen des Schlafes beraubt hätte, Vater und Mutter bei ihr zu bleiben.

„Seht, meine Aeltern, ich muß fort von hier," sprach sie, „denn Gott liebt mich sehr! Seit jenem gewissen Sonntage stand es nicht mehr gut mit meiner Seele; wäre ich genesen, würde ich wohl wieder zu meinem seitherigen Leben zurückgekehrt sein. Da wo ich nun hingehe, wird Gott mich bewahren! O Mutter, weine nicht, es ist so schön dort, und Ihr kommt auch einst dahin, meine geliebten Aeltern!"

Dieß war Alles, was Rosa noch sprach; sie redete nie viel, war immer schüchtern und zurückhaltend, so erzählten die Leute im Dorfe. —

Die Nacht rückte voran und auf der hölzernen Wanduhr schlug es zwei Uhr. Die Morgendämmerung, jenes blasse Licht verschwand im Süden zwischen dem Himmel und den Alpen; das Schauern der kühlen Morgenlüfte, welches so manches Leben von der Erde löst, durchbebte die Atmosphäre; es kam jene Frühstunde, wo die nach durchwachten Nächten schweren Augenlider sich niedersenken, diese geheimnißvolle Stunde, in welcher die meisten Sterbenden den schweren Todeskampf beenden, in welcher eine unsichtbare Hand den Lebensfaden durchschneidet — in dieser Morgenstunde war Rosa plötzlich mit einem Sprunge aus dem Bette.

„Vater, Euren Arm!“ sagte sie hastig und wandelte zitternd, unterstützt von ihrem Vater, welcher aus seinem dumpfen Schmerze plötzlich aufgerüttelt war, im Zimmer auf und nieder. Vor dem Fenster gegen Sonnenaufgang hielt sie stille; die ersten Amseln ließen sich vernehmen; Rosa betrachtete den sich allmählig röthenden Horizont, und auf ihren Zügen malte sich ein feierliches Staunen, gepaart mit banger Furcht, welche jedoch von einem Gefühl unendlichen Glückes überwältigt wurde.

„Vater, ist's das, was mich hinüberruft in's neue Leben?“ —

Der Vater preßte sie heftig an sich — und trug den entseelten Körper auf das Lager.

Zwei Abende darauf zogen die jungen Mädchen in ihren weißen Gewändern wieder über den Fußpfad zur Eiche. In der Meierei lag indessen die schönste Leiche, welche man sehen konnte, auf der Bahre.

Leise traten die Mädchen in das Sterbekämmerlein, drängten sich scheu an die Thüre und sahen mit großen Augen erstaunt um sich, während die jungen Männer vor dem Hause stille harrten. Das Kleid, welches Rosa an jenen fröhlichen Sonntagen trug, umhüllte nun ihren todten Körper, ihr Kommunion-Schleier bildete einen ätherischen Rahmen um die marmorähnlichen Züge. Ihre Augen waren halbgeöffnet, und der Ausdruck des Gesichtes war ernst,

fast feierlich; die Hand Jesu hatte das Siegel des himmlischen Friedens darauf gedrückt. — Rosa's Hände lagen gekreuzt über einander; auf der Brust ruhte die Bibel, das Buch Gottes, aus welchem sie im Leben so oftmals Trost geschöpft hatte, und zu ihren Füßen duftete der weiße Kranz, welchen ihre junge Freundinnen als letzte Liebesgabe gebracht hatten.

Weder Mutter, noch Vater, gaben sich lauten Schmerzens-Ausbrüchen hin, obgleich ihr Gram ein recht tiefer war.

Aber Gott hat die Wunde geschlagen. Er läßt die Ernte gerathen zur Freude, zum Segen, Er kann sie vernichten; Gott gibt das Brod, Er nimmt es wieder; Er allein weiß warum, denn Er ist unser Vater — was vermögen wir gegen seinen Willen! —

Rosa wurde in den Sarg gelegt, der weiße Kranz schmückte denselben; die Bursche des Dorfes trugen die Bahre und die jungen Mädchen folgten traurig derselben. Schweigend, ohne Geigen und Clarinette betraten sie dießmal den Weg durch den Wald.

Drei Sonntage später, unweit des Kirchhofes, auf gemähtem Rasen, tanzte die Jugend wieder fröhlich, wie sonst. —

II.

Kaum war die erste Rose entblättert, entfaltete sich die zweite; eine weiße von seltenem Dufte, eine

jener zarten Treibhauspflanzen, welche die rauhe Winterluft tödtet.

Schon als Kind war sie sehr eigenthümlich. In Freude und Schmerz gab sie sich maßlosen Ausbrüchen hin, welche der kluge, vernünftige Vater, dessen Charakter sich in einem schönen Gleichgewichte hielt, oftmals mit finsterem Blicke tadelte. Die Mutter verwies ihr Kind im Stillen, doch in Gegenwart des Vaters suchte sie es zu entschuldigen. Ungeschickt zur Arbeit, unpraktisch im häuslichen Leben, ging das Mädchen meist träumend umher; bald lachte sie laut auf, dann blieb sie wieder düster mit zusammengepreßten Lippen, wild und unzugänglich in einem einsamen Winkel sitzen.

Unter beständigen Verweisen wuchs sie heran. Die Lehren der Mutter waren ihr minder lästig, als die stillschweigende Unzufriedenheit des Vaters, ein braver Mann der sie wahrhaft liebte.

Ihre Aeltern lebten in behaglichem Wohlstande; dennoch mußte gearbeitet werden. Aber diese große, schlanke, blasse Rosa mit ihren tiefen Augen, ihrer durchsichtigen, gebogenen Nase, gleich einer Prinzessin, den blonden Haaren, welche ihre Züge wie eine goldene Strahlenkrone umgaben, diese Rosa verstand nichts von Feld- und Hausarbeit. — Man erzog ein Fräulein aus ihr, und sie wurde es.

In der Pension war sie nicht anders, als im Dorfe; sie sollte lernen, statt dessen träumte sie. —

Es kam der Zeitpunkt, wo der Vater energisch zu ihr sprach: „Meine Tochter, Du hattest nun der Lehrer genug, Dein Erbtheil ist aufgezehrt, das weißt Du längst, verdiene Dir nun Dein Brod selber. Mit der Feldarbeit wolltest oder konntest Du nichts verdienen, gehe nun hin und lehre, was Du gelernt hast.“ —

Und Rosa zog fort. —

Welch' hartes Leben für eine Fremde in einem fremden Hause! Für die Kinder der Familie gibt es mütterliche Zärtlichkeiten, mütterliche Zurechtweisungen — für die Erzieherin gibt es nichts von all' diesem. Man hält sie in kalter Entfernung von sich; hat sie Fehler, so bespricht man dieselben in der Familie, doch ihr selbst sagt man sie nicht. —

Trotz all' dem litt Rosa doch weniger, als im Dorfe, sie bewegte sich endlich in jener großen vornehmen Welt, von welcher sie stets geträumt hatte. — Aber sie war eine jener unglücklichen Naturen voll Bedürfniße und Wünsche, die auf Erden nicht befriedigt werden können. Sie erwartete zu viel vom Leben und in ihren Erwartungen getäuscht, wurde sie kalt, bitter, in sich verschlossen und wandte ihr stolzes Haupt von den Menschen ab. — Auch war ihr das Glück nicht hold, sie konnte nichts Vernünftiges, Praktisches zu Stande bringen; von einer Familie zog sie zur andern, erwarb wenig, verbrauchte viel, denn sie war großmüthig für die Armen und

nachgiebig für sich selbst. Zeitweise kehrte sie zurück in's älterliche Haus, war daselbst unzufrieden, schweigsam und aufgeputzt wie eine vornehme Dame. Dieses Wesens müde, ward der Vater ernst und kalt, die Mutter ermahnte — und Rosa reiste wieder ab.

Bei all' dem war sie hochherzig, hatte eine offene, gerade Seele, rein wie Krystall; aber ein beständiger Mißmuth faltete ihre schöne Stirne. Der verfehlte Beruf, das falsch aufgefaßte Leben drückten sie nieder. Im Frühjahr fing sie an zu kränkeln, aber da ihre Wangen stark geröthet, und die Augen helle glänzten, beunruhigte sich der Vater nicht über ihre Klagen — umsoweniger da sie sich im Dorfe sichtlich langweilte.

Der Wald sagte ihr nichts, sie hatte ja nie als Kind im Juli längs der duftenden Grenze Erdbeeren gepflückt. Die Wiesen schienen ihr öde, denn niemals hatte sie mit ihren Schwestern die schwarze, rothe oder die scheckige Kuh zur Weide getrieben. Der Jura, oh, dieser finstere Jura, er glich ihrem unzufriedenen Vater und machte sie erstarren. —

Noch einmal lebte sie auf, aber dieses Aufflackern des schwachen Lebensflämmchens konnte nicht lange dauern, denn sie lebte in jenem heißen Klima, das zarte Naturen rasch tödtet. —

Als sie einmal wiederkehrte, hatte der Dezember seine weiße Schneedecke bereits über die Erde gebreitet. Halb todt stieg sie aus dem Wagen, und dieß-

mal fühlte der Vater, wie krank sie war, und wie sehr er sie liebte. — Man setzte sie in das schönste Zimmer, die Mutter gab ihr das eigene, große Bett mit den grünen Vorhängen. Rosa war leichenblaß, und ein hohler Husten verzehrte sie; zuweilen färbte Fieberglut ihr Antlitz; ihre Wangen rötheten sich und erblaßten wieder, wie die Alpen bei Sonnenuntergang, nur wurden ihre Züge noch bleicher, als die kahlen Felsen, und es blieb nichts, als die großen Augen und die reichen Zöpfe. Ich weiß nicht, was in ihrem Innern vorging; aber ich glaube, daß ein heftiger Kampf in ihr bestand. — Doch hielt sie sich dabei stolz und schweigsam aufrecht, wie zuvor. Rosa wußte, daß sie sterben müße, aber der herannahende Tod ließ sie ebenso unzufrieden, wie sie es während des bisherigen Lebens gewesen war. —

Gott that sein Werk ganz leise in dieser Seele, wie sich's später zeigt. — Er leitete sie, führte sie auf Seitenwege, jene rauhen Pfade, wo wir uns selbst überlassen bleiben, als Beute unserer Leidenschaften, Wünsche, unseres Eigenwillens, bis wir gebrochen auf die Kniee sinken und mit ausgestreckten Armen laut zu Dem rufen, der allein uns retten kann.

Die Besuche aus dem Dorfe waren selten, und Rosa fragte auch nicht darnach; ihre Jugend-Gespielinnen, welche sie fürchteten, hielten sich ferne von ihr. — Der Vater, für eine kurze Weile bewegt und ergriffen, kehrte bald wieder in sein finsteres Schwei-

gen zurück. Ebensowenig wie in den gesunden Tagen befriedigte ihn die Tochter nun als Sterbende. Keinen Erguß der Seele, keine Zärtlichkeit — nichts konnte Rosa hervorbringen, sie war wie erstarrt. — Ein einziger Kuß hätte das Eis geschmolzen, doch sie gab ihn nicht, und Niemand durfte ihr denselben aufdrücken. — Alle betrachtete sie als mitschuldig an ihrer unglücklichen Existenz und war darum erbittert sowohl gegen ihren Vater, als gegen das Dorf, ja selbst gegen Gott, der sie so geschaffen hatte. —

Ob sie am Leben hing, ob sie den Tod fürchtete — Niemand wußte es. — Die Bibel, die Gebete, Alles hörte sie an mit geschlossenen Lippen und mit ihren großen, flammenden Augen, welche in den tiefen Höhlen lagen. — Die Mutter allein, die sie sorgsam beobachtete, sah zuweilen dicke Thränen überfließen, welche die blassen Wangen netzten. — Dann schloß die Mutter ihr Kind in die Arme; aber Rosa wandte den Kopf ab, drückte ihr Gesicht in die Kissen und antwortete nichts. —

Zuweilen flüsterte der Vater: „Meine Tochter, meine Tochter!" Da durchbebte eine heftige Bewegung den schwachen Körper, ein Lichtstrahl zog über ihr Antlitz, aber traurig, mit bleicher Stirne und stummen Lippen kehrte Rosa wieder in ihr stolzes Schweigen zurück und sann stille vor sich hin.

Niemand wagte es, sie um ihren Glauben zu befragen; jedoch die Mutter sagte mit Zuversicht! „Sie

glaubt!" — Das Auge einer Mutter dringt bis in die Tiefen des Herzens ihres Kindes. —

Die Atmosphäre war weich und schwül in diesem Gemache; es wurde vorsichtig ohne Geräusch aus und eingegangen; der Vater las Abends leise für sich beim Lampenschein, während die Mutter nähte; in diesem Gemache schwebte auf unsichtbaren Schwingen ein großes Unglück, größer, unaussprechlicher, als es je reichlich hervorbrechende Thränen hätten verkünden können. — Jene stumme Verzweiflung, welche nie laut aufschreit, ist die schlimmste, und eine solche barg Rosa in ihrer Brust. — Es war nicht unglückliche Liebe, nicht getäuschte Hoffnung; nein, nichts von diesen; sondern wohin ihre Gedanken sich wandten, vom ersten bis zum letzten Tage ihres Lebens, nirgend fand sie eine Freude, nicht eine einzige! — Und jetzt, wo ging sie nun hin? — Wie wird sie nun vor jenem Gotte stehen, von Dem sie nie etwas begehrt, der ihr nie etwas gewährt hatte? —

In solch' hoffärtigen Stunden versuchte sie es wohl, mit dem Schöpfer um ihr verlorenes Glück zu streiten; aber ihr Uebermuth ließ sie dann trostloser, als vorher; die Finsternisse ihrer Seele wurden immer undurchdringlicher, und sie fühlte Abscheu vor sich selbst.

Eines Abends, als der Tag sich neigte, trieb ein heftiger Sturmwind den Schnee in dichten Wolken durch die öden Gassen des Dorfes; nur dann und

wann hörte man das Geräusch der Holzschuhe eines Betrunkenen, welcher verspätet aus der Kneippe heimkehrte. — Es war kalt und finster, die Lampe war noch nicht angezündet, der Vater, mit dem Rücken an den Ofen gelehnt, war in tiefes Nachdenken versunken, die Mutter, mit dem Ellbogen auf das Fenster gestützt, sah schweigend hinaus, wie die Flocken niederfielen, und ihr Gesicht leuchtete in dem weißen Widerscheine.

Rosa lag unbeweglich auf ihrem Lager und athmete in unregelmäßigen Zügen; sie schlummerte. Mit einem Male hörte man den lauten Ruf; „Mein Vater, meine Mutter!" War es wirklich Rosa's Stimme? war es endlich eine Umwandlung ihres Gemüthes, ein Ausbruch des erwachten natürlichen Gefühles? „Kommt, kommt, mein theurer Vater und Du, meine gute Mutter!" —

Der Vater ward heftig erschüttert, er fühlte, daß etwas Ueberirdisches vorging; unsichern, schwankenden Schrittes näherte er sich dem Bette, an welchem die Mutter bereits kniete.

Halb aufgerichtet betrachtete die kranke Tochter ihre Aeltern; niemals vorher, selbst in den besten Tagen, hatte sie dieselben so innig, so liebevoll angeblickt, und ihre zitternde Hand suchte die der Aeltern.

„Betet, betet, mein Vater! verzeiht mir, Vater, ich liebe Euch ja so sehr. O, wie wohl thut es mir, dieß auszusprechen; ich konnte es vorher nicht, ich konnte

nicht! — ich war eine schlechte Tochter, nicht wahr, mein Vater? ich war stolzen, anspruchsvollen Herzens und habe Euch nie Freude bereitet. — O verzeiht und umarmt mich, meine Mutter — Vater, mein Vater!" und ihre Arme umschlangen zärtlich die geliebten Aeltern.

Vater und Mutter weinten heftig, ersterer fast noch mehr; denn mit dem Schmerze erwachte der geheime Vorwurf in seinem Innern, daß er zu strenge gewesen, und nun suchte er mit der innigsten Zärtlichkeit Alles zu vergüten.

„Armes Kind," stammelte die Mutter, „mußt Du fort von der schönen Erde, verlieren wir Dich wirklich?"

„O, preise mich glücklich, denn ich bin wieder erkauft; o Mutter, es ist dieß das erste Glück, welches ich empfinde; Jesus hat meine Seele gerettet und es thut wohl, so zu sterben." —

Wie viele Küsse wurden nun gewechselt, wie viel wurde gegenseitig abgebeten! eine heilige Liebesflamme erwärmte nun diese drei Herzen, welche bisher nicht ahnten, wie sehr sie sich liebten.

Schön, sanft, gehorsam, wie die Aeltern ihre Tochter stets geträumt und gewünscht hatten, so erschien sie ihnen nun in Wirklichkeit; sie hielten sie zärtlich umschlungen, ihr Auge weidete sich an dem sanften, lieblichen Bilde ihres wiedergefundenen, theu-

ren Kindes, welches sie nun ohne Streuben gegen einen höheren, unerforschlichen Willen hingeben mußten.

Rosa's Seele war von unaussprechlichem Entzücken erfüllt; der Himmel that sich auf, und die gute Erde bot ihr noch die schönsten Früchte. Gleich der emsigen Schnitterin, welche vor hereinbrechender Nacht sich sputet, so erfaßten Rosa's Hände eilig auch die schönsten Garben. —

Endlich blieb nichts mehr zu wünschen, sie hatte Alles erreicht, was ihr das irdische Leben noch Schönes, Beglückendes zu bieten vermochte. Sie besaß die Liebe ihrer Aeltern, dieses kostbare Gut, welches ihr Niemand mehr rauben konnte; und so, endlich vollkommen befriedigt, schied sie dahin, umstrahlt von der Liebe ihres Gottes. —

Unter dem geheimnißvollen, unsichtbaren Einwirken einer höheren Gnade entfalten sich zuweilen lang verschlossene Seelen ganz plötzlich und unverhofft.

Der Herr ist allmächtig: auf sein Geheiß kann das vom Sturm geknickte Rohr noch goldene Früchte bringen; Er sendet warmen Regen auf dürres Erdreich. — Sein Erbarmen ist so rührend, so unendlich, daß tausend und tausend Engel einstimmig darüber in ein Halleluja ausbrechen, welches mächtig durch alle Himmel tönt! —

III.

Man hatte tüchtig gearbeitet, um das Heu von der Wiese hereinzubringen, die Reben zu beschneiden und die Garben auf dem Felde aufzubinden, da der Monat Juli seinem Ende nahte.

„Ich weiß nicht, was meine Rosa hat?“ sagte die Mutter eines Tages zu mir, sie trauert zu sehr um ihren Vater, ermüdet sich zu stark bei der Arbeit . . . . nun, es wird hoffentlich nichts zu bedeuten haben,“ fügte sie mit beklommenem Herzen bei.

Des andern Tages trat der Doktor in Rosa's Kämmerlein. — Einige hölzerne Stufen führten in das Haus, und das Fenster des Stübchens öffnete sich bei vollem Sonnenschein gegen ein kleines Gärtchen. Das junge Mädchen war schlank gebaut, hatte ein liebes, schönes Gesicht, auf dem große Seelen-Reinheit herrschte; sie nähte emsig, und hinter ihr stand schweigsam die Mutter.

Als der Arzt eintrat, blickte ihn Rosa erstaunt an, erhob sich tief erröthend, dann etwas verwirrt setzte sie sich nieder gerade dem Doktor gegenüber und blickte ihn an, mit der lieblichen Unschuld ihrer sechzehn Jahre.

Sie hatte niemals ihre Mutter verlassen, war nie beim Tanze, lief nicht, lustige Lieder singend, Hand in Hand, am Abende, beim Mondenschein auf den Fußpfaden

umher. Dennoch war sie weder scheu noch pedantisch, aber sie kannte etwas Besseres; sie liebte ihre Mutter und beweinte ihren verstorbenen Vater.

Nähen in ihrem stillen Kämmerlein, das Laub sammeln oder Gras mähen, im Herbst Flachs brechen, Sonntags in die Kirche gehen, fromme Lieder singen und sich nach der Heimkehr vom Gottesdienste auf die Bank vor dem Schulhause, wo sie Gott erkennen und lieben lernte, sich zur Erholung niederlassen: darin bestanden ihre Freuden.

Diese Freuden waren gewiß ächte, gesunde; denn nie sah man ein Gesicht, auf welchem mehr Abglanz der Heiterkeit und des Friedens lag, wie auf dem ihrigen.

Doch der Besuch des Arztes war ihr lästig. Krank? Sie? — Allerdings konnte sie nicht leugnen, daß sie sich matt fühlte, keinen Appetit hatte; aber war es darum nöthig, diesen großen Herrn kommen zu lassen? —

Diese Scene im Kämmerlein von einer Künstlerhand auf die Leinwand geworfen, wäre eines jener reizenden Gemälde geworden, welche man reich mit Gold bezahlt. — Der Doktor, ein Mann in der vollen Kraft seiner Jahre, die Oberlippe von einem feinen Barte begrenzt, die Stirne frei, das Auge lebhaft, der Mund lächelnd und doch entschlossen, forschte nach dem Zustand des jungen Mädchens. —

Rosa saß gegen die Helle und senkte die langen Wimpern nieder; zuweilen erhob sie dieselben und

ihr klarer Blick heftete sich ohne Furcht auf den Arzt, ihr Mund nahm einen fast strengen Ausdruck an; nur wenn ein Scherz die Mutter lachen machte, dann flog ein Lächeln heiterer, als der schönste Sonnenstrahl über Rosa's Lippen, eine plötzlich Röthe überzog ihre Wangen; aber dann plötzlich hielt sie sich wieder ganz unbeweglich stille, als handle sich's um eine Mal-Sitzung. Nach beendigtem Besuche entfernte sich der Arzt. Besorgt folgte ihm die Mutter in die Küche:

„Sie kann genesen," sagte der Doktor.

„Sie ist wohl sehr krank?"

„Sie kann genesen." —

Nachdem er die Verordnung niedergeschrieben hatte, ging er weg und nach einigen Schritten wandte er sich zu mir mit den Worten:

„Aber sie wird sterben!" —

Ich sah sie noch oftmals, diese liebliche Wald-Heckenrose, welche sich nur ihrem Gotte und ihrer Mutter erschlossen hatte. —

Rosa's Seele war rein und durchsichtig, wie Kristall; aber sie besaß schroffe Kanten, die fast wie Härte erschienen, wenn die angeborne Sanftmuth, verbunden mit christlicher Demuth, sie nicht gemildert hätten. — Ob sie etwas liebte oder nicht liebte, gab sie ohne Umschweif kund. Sie kannte nur das „Ja" oder „Nein" des Evangeliums und entwickelte doch bei allem Ernste unendlichen Liebreiz und ein herz-

liches, allgemeines Wohlwollen! — Sie gehörte zu jenen Wesen, welche vorzüglich durch die heilige Schrift gebildet werden; ihre ländliche Unschuld, die ganze Unerfahrenheit ihres Alters, ihres verborgenen Daseins, den merkwürdig klaren Ueberblick, ihre unbestechlichen Ansichten und die große, seltene Kenntniß des eigenen Herzens verdankte sie vorzüglich dieser Schule.

Erstaunt, wie das Vöglein, welches zum Erstenmale sein Nest verläßt, schaute sie zuweilen um sich, und ihre überraschten Blicke schweiften umher auf dem Getreibe der Welt, und dabei sagte sie einem so sinnige Worte, daß ein Meister im Denken sich derselben nicht hätte schämen dürfen. —

Rosa bediente sich nie eines leeren Geredes; aber brachte man ihr Blumen oder Früchte — die Zeit, wo sie selbst welche pflücken konnte, war vorbei — da klärte sich ihr Gesicht auf, ihre schönen Zähne glänzten wie Perlen und sie sagte erröthend:

„Das ist zu viel!“ — sah ihre Mutter an, und man fühlte, daß für solch' einen Blick man Weinberge und Gärten geplündert hätte. —

Es gibt Stunden flüchtiger Freuden, eine Blüthenzeit des Glückes, welche sogar das blasse Antlitz des Kranken momentan beleben. — Welches Glück, wenn es einem gelingt, solche Momente der Seligkeit hervorzurufen, wie muß man Gott für die Gelegenheit dazu Dank sagen. Aber Schande ist es für den Menschen, daß er nur selten eifrig bestrebt ist, solche

Wonne-Stunden zu bereiten, die er doch mit so geringer Mühe zu gewähren im Stande ist.

Rosa litt unsägliche Schmerzen, der Tod rang mit der Jugendkraft ihrer sechzehn Jahre. Sie verbarg ihre Leiden, soviel sie vermochte, aber sie konnte es nicht immer; es war das ablaufende Lebensrad, der Hammer der Stunden-Uhr eilte mit doppelten Schlägen. — Wurden die Schmerzen sehr heftig, so umschlang Rosa die Mutter mit beiden Armen, barg ihr Gesicht an ihrem Busen, erhob sich wieder, schaute sie an mit ihrem großen, gläubigen Blicke, und die Mutter wandte sich weinend ab.

Nie litt ein Körper größere Schmerzen, aber nie fühlte eine Seele auch größeren Frieden! —

Sie gehörte zu jenen Wesen, die sich leicht vom Irdischen lösen; der Herr berührte die Hülle nur leise mit dem Finger und sie sank ab, wie ein Gewand. Die Mutter, eine Wittwe, die Tochter im vollen Glanz der ersten Jugend, liebten sich unendlich, und dennoch schritten sie, die eine zerrissenen Herzens, aber ergeben, die andere traurig, aber ruhig dem Wendepunkte zu, wo sie sich das letzte Lebewohl sagen mußten. —

Alles dieses geschah ganz einfach und natürlich, ohne Gespräche, ohne Herzensergüße. Die Tochter ahnte, daß sie sterben müße, die Mutter wußte es längst. — Rosa stellte keine Fragen, und die Mutter machte kein Geheimniß daraus. Schritt vor

Schritt ging die Sterbende ihrem Ende entgegen und dachte, den letzten Schritt werde sie thun, wenn es Gottes Wille sei. — Solch' frommes, verborgenes Dasein steht dem Himmel näher, als das unsere; solch' ein Stillleben, das geräuschlos abläuft, ist besser vorbereitet für ein rasches Ende, denn die Seele verläßt nichts von Bedeutung; sie ist gewöhnt, Alles direkt aus der Hand Gottes zu empfangen, das Gute, wie das Schlimme; die Uebereinstimmung mit Gottes Wille ist festgestellt, und der Gehorsam solcher Seelen ist ein unerschütterlicher.

In Rosa's Hinscheiden lag nichts stolzes, triumphirendes. — Es gibt zuweilen einen pomphaften Tod; doch der ihrige war demüthig, ergeben, ernst, strenge, wie sie es stets gegen sich selbst gewesen, und himmlische Strahlen beleuchteten zeitweise dieses feierliche Sterben.

Um die irdische Zukunft kümmerten sich weder Mutter noch Tochter. Die Erstere sagte: „Nach all' dem werde ich mich wohl recht einsam und traurig fühlen, aber ich werde doch nicht ganz allein und nicht zu lange auf Erden verweilen müßen."

„Gott wird Dich nicht verlassen, Mutter!" sagte tröstend die Tochter.

Rosa hatte immer einige hübsche Kinder um sich, die Kinder eines Bruders und einer Schwester, welche mit ihrer Familie im Dorfe wohnten. —

Kleine Knaben mit frohen Gesichtchen, sonst wild

und lärmend, hielten sich still, ruhig bei der Kranken; selbst eine Wiege wurde gebracht, und ein frisches Gesichtchen lächelte unschuldig unter dem grünen Vorhange und die runden, vollen Händchen schlugen muthwillig das Federbett.

Dabei glühten Rosa's Wangen vor Freude, ihre Augen strahlten glückselig, und das Herz wollte ihr zerspringen im Uebermaß der Wonne. Man glaubte, eine Madonna von Perugin vor sich zu sehen. Dieselben feinen Linien des Gesichtes, dieselbe Verklärung, dasselbe Entfalten der reinsten Liebe.

Auch die Blumen entzückten sie; sie hatte immer welche in Sträußen gebunden um sich, meist Feldblumen, welche ihr die Freundinnen brachten, und die in bauchigen, großen Gefäßen dufteten: im April das liebe Immergrün; im Mai die zierlichen, weißen Maiglöckchen; im Juni das Geisblatt; im Juli Salbei, Nelken, rother Mohn, Kornblumen, Heckenrosen, Reseda, vermischt mit blaßgelben Kornähren. Rosa betrachtete die Blumen lange aufmerksam, eine nach der andern.

„Sie sind schön und duften köstlich! . . . Im vergangenen Jahre pflückte ich meinen ganzen Schurz voll.“ Hierauf schwieg sie und den Blick auf die Mutter gerichtet:

„Du darfst nicht weinen, Mutter, ich beklage mich nicht, ich werde Jenseits nichts entbehren.“

Rosa hatte Momente der Erschöpfung, Momente, wo ihr Herz zum Irdischen zurückkehrte. Allerlei Bilder traten vor ihre Seele; Gesundheit, Glück, Freude, ja selbst jene Freuden, die sie nie im Leben gewollt hatte. — Doch Alles war wieder schnell entschwunden. —

„Ich bin doch recht böse!“ sagte sie dann, faltete die Hände und kehrte wieder in ihre Ruhe zurück. Eines Tages fragte sie etwas erregt: „Kannst Du es wohl glauben, meine Mutter, ich denke an mein weißes Kleid, mein Kommunion-Kleid. Ich habe es nur einmal getragen; nicht wahr, Mutter, Du wirst es mir anziehen?“ — Mit gepreßtem Herzen und geschlossenem Munde stand die Mutter am Fuße des Bettes und betrachtete ihr Kind mit Innigkeit. — „Werden mir die Mädchen wohl einen Kranz winden? den schönen Kranz mit den Rosen, Orangen-Blüthen, Weißdorn rc.?“ Stille Thränen floßen über die Wangen der Mutter; — „Du wirst ihn dann aufbewahren, meine Mutter, nicht wahr?“

Das war der letzte Seufzer über irdische Dinge; nun folgte die Todesangst; aber der Heiland nahte sich ihr tröstend, und das Herz der Kranken klopfte vor Ungeduld, die Reise in's Jenseits anzutreten; ihre Seele strömte über von Glück und Wonne; einfachen Sinnes, wie sie war, überspannte sie nicht ihre Empfindungen des Glaubens; aber ihre Seele hatte Eile, und ihre Augen glänzten in heiliger Sehnsucht. —

Die Stunde schlug, und sie war bereit. Mit ruhigem Blicke betrachtete sie ihre Jugend-Gespielinen, welche in schweigsamem Staunen um ihr Bett versammelt waren, und sprach mit fester Stimme: „Schenkt Christus Eure Herzen!“ dann senkte sich ihr Kopf auf die Brust der Mutter, und Alles war zu Ende.

Als die Morgenstrahlen wiederkehrten, belebte sich das Dorf. Es war der Tag, wo gewöhnlich gebacken wurde. Schon mit Tagesanbruch klopften die Dorfbäcker an die Fenster und riefen die Frauen zur Arbeit. — Schwerfälligen Schrittes trabten die Ochsen zu den Brunnen; die Schnitter zogen auf's Feld; die Kinder gingen in die Schule, die Lerchen flogen wonnetrunken singend hinauf in das Lichtmeer der schönen Sonne. —

Auf der Erde war Alles unverändert geblieben; nur eine weinende Mutter kniete im stillen Kämmerlein und an der hölzernen Wand, über dem Bette, unter Glas und Rahmen hing ein weißer Todtenkranz.

Das war der letzte Seufzer über irdische Dinge; nun folgte die Todesangst; aber der Heiland nahte sich ihr tröstend, und das Herz der Kranken klopfte vor Ungeduld, die Reise in's Jenseits anzutreten; ihre Seele strömte über von Glück und Wonne; einfachen Sinnes, wie sie war, überspannte sie nicht ihre Empfindungen des Glaubens, aber ihre Seele hatte Eile, ihre Augen glänzten in heiliger Sehnsucht.

Olga.

Nach dem Französischen

von

Eugenie Foa,

übersetzt von G.

Das gerettete Kind.

Hinter den Bäumen des Waldes, welcher die nördliche Seite des Dörfchens Pskow begrenzte und einige Werste von Rußlands ehemaliger Hauptstadt, Kiew, entfernt lag, sank nach einem heißen Tage die Sonne langsam nieder. — Angesichts dieses Dörfchens, auf der Schwelle einer aus Holz und Stroh erbauten Hütte, einer jener armseligen Behausungen der russischen Serfen, schöpften zwei Frauen die kühle Abendluft. —

Obschon beide die Tracht der Bäuerinnen von Klein-Rußland trugen, so war doch die jüngere, ein schönes großes Mädchen von ohngefähr 16 Jahren, mit so reizender Einfachheit gekleidet, daß dieselbe wohl wie Gefallsucht erschienen wäre, wenn nicht eine große Unschuld ihre edle Haltung beherrscht, der Liebreiz holder Bescheidenheit ihr ganzes Wesen beseelt und die unbefangenste Heiterkeit aus ihren sanften, blauen Augen gestrahlt hätte.

Die Sorgfalt, mit welcher sie ihre Hände reinigte, bezeugte ihre vollbrachte Beschäftigung mit der Küchenarbeit, was übrigens noch ein starker Geruch von Zwiebeln bestätigte, welcher aus der Hütten-Thüre, — dieser alleinigen Ein- und Abzugs-Oeffnung für frische Luft und Rauch eines Torffeuers — hervordrang.

Die ältere Frau hob Fische vom Boden auf, welche in der Sonne trockneten, und schichtete sie in Binsenkörbe. Beide Frauen thaten schweigend ihre Arbeit, die Eine, indem sie ihre Fische vollends ordnete, die Andere, zeitweise nach dem Walde blickend, sichtlich Jemand von dort erwartend, als plötzlich ein, mit rauher, männlicher Stimme betonter Gruß: — „Guten Tag, Jungfer Olga!“ ihr den Kopf wandte.

Sie erblickte einen Mann von ohngefähr 30 Jahren vor sich, welcher nicht die Tracht der russischen Bauern, sondern die Kleidung eines Stadtbewohners trug. — Er führte einen Knaben an der Hand. —

„Guten Tag, Herr Peters,“ erwiederte das junge Mädchen mit einem fast unmerklichen Gefühle von Widerwillen, der sich jedoch durch die Kälte ihres Empfanges bald offen kund gab. —

„Guten Morgen, Herr Peters Yaroslaw!“ rief zuvorkommend Olga's Gefährtin; guten Tag, Ywan,“ fügte sie, den Knaben umarmend bei; doch dieser zog

sich scheu mit unverständlichem Murren von ihr zurück.

„Nehmt Euch in Acht, Detrowna,“ sagte Peters Yaroslaw; „der Kleine ist wie zerschlagen; ich kann mich nur wundern, daß er noch ganz und am Leben ist.“ —

„Du, mein Gott, was ist ihm denn geschehen?“ frug Olga, sich theilnehmend dem Kinde nähernd. —

„O, das ist ein großes Ereigniß! — Denkt Euch, Jungfer Olga — doch,“ schaltete er, sich selbst unterbrechend, ein, „Ihr wißt doch, Jungfer Olga, daß ich heute Euren Vater gesehen, mit ihm gefrühstückt habe, daß ich ihm alle Einzelnheiten meiner Talgniederlage gezeigt und daß wir zusammen berechneten, wie hoch meine Einkünfte stehen, und ich sage Euch, er war sehr befriedigt; wünscht Ihr, daß ich Euch die Berechnung wiederhole, so werde ich auch Euch sicher vollkommen zufrieden stellen.“

„Ich sehe nicht ein, Herr Peters, welche Befriedigung mir eine Sache geben könnte, die mir vollkommen gleichgültig ist und sein muß,“ erwiederte Olga, mit jenem geringschätzenden Tone, der ihr bisweilen eigen war, und bei dem ihr Vater stets mit Stolz bemerkte: „Dieses Kind gleicht mehr einer Fürstin, als einer Sklavin!“ —

„Ah, Ihr seht nicht ein, Jungfer Olga?“ erwiederte der Talghändler mit jenem rohen Gelächter einer derben, lärmenden Heiterkeit, „Ihr seht nicht

ein! Wenn Euer guter Vater Mirbach Euch den Gegenstand unserer Unterredung wird mitgetheilt haben, dann werdet Ihr schon einsehen, umsomehr, wenn Ihr erfahren habt, daß Peters Yaroslaw der reichste Talghändler von Pskow und der Umgegend ist." —

Kalt und ernst erwiederte Olga: „Ich möchte lieber erfahren, was dem kleinen Ywan begegnete; der Arme ist ja ganz bleich und traurig."

„O, das ist das Geringste, Jungfer Olga," erwiederte Peters, — „noch ein Bischen mehr — und Ihr hättet meinen und meines Bruders Tod zu beweinen."

„So erzählt uns doch, Herr Peters!" sagte Detrowna, „wir lassen indeß die Fische ruhen, um besser zu hören."

„Ja, Jungfer Olga und Detrowna, so wie Ihr Ywan vor Euch seht, ist er in die Tiefe des Abgrundes jenseits von Pskow hinabgerollt, und hätte ich mich nicht gewaltsam zurückgehalten — denn natürlich von zwei Söhnen meiner Mutter mußte doch einer am Leben bleiben — hätte ich mich nicht zurückgehalten, sage ich, so wäre ich ihm zu Hülfe geeilt, aber wie gesagt: — ich hielt mich zurück."

„Und Ywan," frug Olga hastig, „wer rettete dann Ywan?" —.

„Ei Tausend! Jemand, der nicht derselben Vorsichtsmaßregeln bedurfte — mir scheint, es war ein Soldat, der eben des Weges ritt. —

Auf das Geschrei, welches ich ausstieß, denn Ihr dürft mir glauben, ich schrie, wie ein wahrer Teufel, kam dieser Mensch, ein schöner, junger Mann, schnell herbeigeeilt. — Ich stand am Rande des Abgrundes, die Augen starr auf den armen Kleinen geheftet; dieser rollte immer tiefer und tiefer; o, es war entsetzlich! — von einem Stein fiel er auf den andern, und an jedem Strauche, den er erreichen konnte, suchte er so gut als möglich, sich festzuhalten, der arme Kleine! — Der junge Mann sprang rasch vom Pferde, warf einen Blick in die Tiefe und paff! da schwang er sich hinunter, kletterte, rutschte, sprang, klammerte sich bald da, bald dort fest, zerriß an den Brombeerstauden und dem übrigen Gestrüppe eine — meiner Treu! — ganz neue, schöne, mit kostbarem Pelze verbrämte Tunika. Endlich, nachdem er gewiß zwanzigmal sich hätte den Hals brechen können, erreichte er meinen Bruder und schwang denselben auf seinen Rücken. „Halt Dich fest!" sagte er und kehrte nun mit dem Kleinen auf einem Wege zurück, auf dem mir's unbegreiflich schien voranzukommen, so steil, so unsicher und so gefährlich war der Pfad; jeden Augenblick glaubte ich, der großmüthige Unbekannte müße mit seiner Last wieder in die Tiefe des Abgrundes stürzen."

— „Ihr saht dieß Alles und bliebet stille stehen, ruhig, ohne zu Hülfe zu eilen?" rief Olga dießmal

mit einer Entrüstung, welche sie nicht zu verbergen suchte.

„Stille stand ich wohl, das ist wahr, aber ruhig, — nein — Jungfer Olga; denn ich vergoß dabei große Schweißtropfen,“ erwiederte Peters. — „Was das Hülfeleisten betrifft, da habe ich Euch ja schon die Gründe gesagt, warum ich nicht das Leben zweier Söhne meiner Mutter in Gefahr bringen wollte!“ —

„O, Ihr seid ein feiger Sklave!“ rief Olga mit einem Ausdrucke des Widerwillens und voll kalter Verachtung aus.

„Dasselbe hat mir der junge Unbekannte gesagt, als er mir meinen Bruder übergab, indem er frug, warum ich schreiend stehen geblieben, ohne Hülfe zu leisten, nachdem ich ihm doch die Gründe, welche mich zurückhielten, mitgetheilt hatte; — ich meine, ein Todesfall wäre wohl genug gewesen in unserer Familie.“

„Und was ist aus dem jungen Manne geworden? Ist er nicht etwa verwundet? Habt Ihr ihm doch hinreichend gedankt?“ frug Olga dringend.

„Wie meint Ihr, Jungfer Olga?“ erwiederte Peters. „Nun ich sagte ihm meinen Namen, gab ihm meine Adresse und frug nach seinem Handwerke; er eilte jedoch fort, ohne mich anzuhören und zwar zu Fuße, denn sein Pferd ist, als es sich frei fühlte, davon gelaufen. — Ah! da geht ja schon die Sonne unter, und es wird spät; seid gegrüßt, Jungfer Olga und auch Ihr Detrowna. Fragt nur den alten Mirbach

über den Stoff unseres Gespräches von heute Morgen, und Ihr werdet gewiß zufrieden sein, ich sage es Euch, Jungfer Olga! Bald werdet Ihr diese schlechte, nach Torf riechende Hütte verlassen, um in einem schönen, von Talg duftenden Kaufladen einzuziehen; ich sage es Euch und nun auf baldiges Wiedersehen!"

Der Reisende.

Dem Talghändler folgte bald eine andere Persönlichkeit, welche aus dem naheliegendem Walde kam.

Es war ein sehr junger Mann, der jedoch wie ein Greis einherging, völlig erschöpft von Anstrengung und Müdigkeit, und seine an mehreren Stellen zerrißene Tunika war theilweise ihrer Verbrämung beraubt. All' diese Zeichen ließen Olga darauf schließen, daß es Ywans Lebensretter sein könnte.

Mit jener Freimüthigkeit einer offenen Seele, eines mit den Gesetzen der Weltsitte unbekannten Kindes, eilte Olga in die Hütte, und erschien bald wieder mit einem hölzernen Gefäß voll Milch und Honig, ein Gericht, welches sie täglich bereitete, um damit ihren vom Felde heimkehrenden Vater nach einem heißen, mühevollen Tage zu erquicken.

„Hier, trinkt dieses, denn Ihr scheint ganz erschöpft?" sagte Olga sich dem Reisenden nähernd,

und dieser stürzte sich mit solcher Begierde auf den Trank, daß Olga in ihrer reizenden Anmuth beifällig lächelte.

Als der Reisende seinen Durst gelöscht hatte, dachte er erst daran, das gefällige Wesen, welches mit so bewunderungswürdiger Geistesgegenwart und mit so wohlwollender Einfachheit die heiligen Pflichten der Gastfreundschaft errathen und ausgeübt hatte, zu betrachten und ihr zu danken.

In Mitte dieser wilden Steppe, in dieser armseligen Hütte erwartete er einer starkknochigen, schwerfälligen Bäuerin mit kurzem Oberkörper, platten Gesichtszügen und verbrannter Haut zu begegnen; er glaubte zu träumen, als er an Stelle dieses Bildes, welches die Wahrscheinlichkeit und seine Einbildungskraft geschaffen hatten, ein weißes, schlankes, zartes, reinlich gekleidetes, junges Mädchen vor sich sah, das wohl die Tracht der Bäuerinnen trug, aber dieser groben, schwerfälligen Kleidung den ganzen Liebreiz ihrer anmuthigen Persönlichkeit zu verleihen wußte.

„Wer seid Ihr?" frug er in höchstem Erstaunen.

„Eine arme Serfin des Großfürsten Ygor," antwortete sie ohne Erröthen; denn sie wußte nicht, daß sie schön war und daß man Vergnügen daran finden könnte, sie zu betrachten.

„Eine Serfin!" wiederholte der junge Reisende mit sichtbarer Enttäuschung.

„Und Ihr," frug Olga ihrerseits, „seid Ihr nicht der großmüthige Edelmann, welcher sein Pferd verlor, indeß er in die Tiefe eines Abgrundes klettert, um das Leben eines Kindes zu retten?"

„Wie, Ihr wißt? . . ." sagte überrascht der Unbekannte.

„Alles weiß ich," erwiederte Olga, „bis auf das letzte Wort, welches Ihr dem erbärmlichen Peters zugerufen habt, und wofür ich Euch danke, Herr." —

„Ueberrascht mich schon Eure Schönheit, so muß ich noch mehr staunen über Eure Sprache," sagte der Fremde, indem er seine Augen unverwandt auf die junge Serfin heftete. —

„Meine Schönheit, wenn Ihr mich wirklich schön findet, kömmt vom Himmel," erwiederte Olga erröthend, was sie noch verschönte. „Meine Sprache, — diese verdanke ich einem sehr frommen Manne, welcher in dem Dorfe Pskow wohnt . . . Aber lassen wir Schönheit und Sprache," fügte sie mit kindlicher Unbefangenheit bei. „Ihr kömmt wohl von weit her und habt gewiß Hunger? — Die Serfen sind zwar arm, mein Herr, und Vater Mirbach ist nicht reicher, wie die Andern; aber hier unter der Asche braten einige Zwiebel . . ."

„Das Mittagsmahl Deines Vaters, Olga," rief lebhaft die alte Dctrowna. —

„Es sind zu viel für meinen Vater," sagte Olga.

„Aber der Rest ist unser Mahl,“ wandte die Alte ein.

„Gut,“ erwiederte Olga, „ich gebe meinen Antheil, über diesen bin ich wohl Herrin?“ —

„Ach, mein Gott“ sagte Detrowna mit kläglichem Tone, Alles so hinzugeben! — Dein Vater verdirbt Dich, und der Eremit von Pskow richtet Dich zu Grunde! — Seit dem Du diesen Mann anhörst, erkenne ich, Deine Amme, welche Dich mit ihrer Milch genähert, Dich nicht mehr.“ —

„Was ist das für ein Mann?“ frug der Fremde, indem er von einem Gefühle bewegt, das Olga weit entfernt war zu errathen, die Augenbrauen finster zusammenzog.

Unbefangen erwiederte Olga: „Es ist ein frommer, sehr frommer Mann, sehr ehrwürdig, welcher spricht . . . O, ich wollte, Herr, Ihr hörtet ihn sprechen . . . ich könnte ihm mein ganzes Leben fort zuhören; denn jedesmal, wenn ich von ihm weggehe, fühle ich mich besser . . . Denkt Euch, er erzählt mir die Geschichte eines bewunderungswürdigen Mannes, Namens „Jesus“, welcher, wie er sagt, der Sohn Gottes ist, der auf die Erde kam, um uns durch sein Beispiel und seine Lehren zu bessern und um unsere Sünden durch seinen Tod zu sühnen, und wenn wahr ist, was Pater Paul mir sagt — und ein so frommer Mann lügt nicht — so hat kein Mensch auf Erden so heilig gelebt, keiner soviel gelitten, wie dieser himmlische

Erlöser, Jesus Christus, welcher von den Bösen verkannt und gekreuzigt worden! O die abscheulichen Unmenschen!“ —

„Dieser Pater ist also ein Christ?“ fragte der Fremde.

„Ob er ein Christ ist, weiß ich nicht,“ erwiederte Olga unbefangen, „ich weiß nicht einmal, was ein Christ eigentlich ist, — ich weiß nur, Herr, daß dieser Mann der beste Mensch auf der Welt ist; — er gibt Alles hin, was er hat, leidet Kälte und Hitze, selbst Beschimpfungen ohne sich zu beklagen. — Trifft denjenigen, der ihn beleidigt hat, ein Unfall, oder erkrankt er, so ist Pater Paul der erste, welcher ihn pflegt und rettet, ohne je einen Lohn dafür anzunehmen. „Was ich Euch gethan, das thut an Euren Nebenmenschen, und Ihr werdet dafür Segen ärnten!“ sagt er denjenigen, die ihm Dank schulden. — Von diesem Manne lernte ich, daß wir alle Brüder sind; daß wir Böses mit Gutem vergelten sollen, und daß Einer dem Andern hülfreich sein muß. Daher kömmt es, Herr, daß ich, statt wie Detrowna zu denen, welche hülfsbedürftig hieher kommen, sagt: „Geht Eures Weges!“ Euch mein Mahl angeboten.“ —

Der junge Mann schien ganz versunken in süßer Ueberraschung.

„Seid Ihr denn wirklich die Tochter eines Serfen, seid Ihr denn wirklich eine Sklavin?“ frug er noch einmal.

„Ja" sagte Olga lächelnd, aber mit einem Lächeln, das mehr den Ausdruck des inneren Schmerzes barg, der zur Seele drang.

„Und Ihr werdet somit auch einen Serfen, das heißt einen Sklaven heirathen?" frug der Unbekannte weiter.

„Nein, o nein! rief die junge Sklavin, indem ein Funke entrüsteten Stolzes aus ihren großen, blauen Augen sprühte. —

„Ich sage Euch, das Kind ist eine Närrin, und dieser alte Christ verdreht ihr den Kopf!" sagte Detrowna. „Willst Du vielleicht einen Herrn heirathen?"

„Ein Herr würde mich nie wollen," erwiederte Olga gleichgültig.

„In der That, man möchte fast Detrowna's Worten glauben, da Du keinen Sklaven willst," sprach der Fremde.

„Ja, es ist wahr, aber nicht um vornehm zu werden" erwiederte Olga, „sondern weil ein freier Mann auch mich frei machen würde, und weil dann auch meine Kinder frei wären; hingegen einem Sklaven vermählt, würden meine armen Kinder auch Sklaven . . . und darum heirathe ich lieber gar nicht!"

„Bah, bah!" sagte Detrowna, „der soeben von uns wegging und der, so viel ich verstehen konnte, heute bei Deinem Vater um Dich warb, wird Dich bald auf andere Gedanken bringen.

„Er am allerwenigsten!“ erwiederte Olga entschieden.

„Und warum nicht?“ frug die Alte.

„Weil ich ihn nicht liebe,“ sagte Olga.

„Und warum liebst Du ihn nicht?“ frug Detrowna, „ist er nicht jung, schön, reich?“ —

„Er ist kein guter Mensch,“ unterbrach sie Olga mit strengem Tone, „ich sah, wie er seine Mutter lieblos behandelte; er versagt den Armen jede Gabe ... und erst jüngst wieder, seine letzte Handlung! von Ferne konnte er zusehen, ohne Hülfe zu leisten, wie ein Fremder sich selbst vergessend seinen Bruder mit Lebensgefahr aus dem Abgrunde rettet! Pfui! — Nein, nein, Detrowna, ein liebloser Sohn, ein feiger Mensch kann nie ein guter Ehemann werden; — ich will ihn nicht, diesen Peters Jaroslaw!“ —

„Wie,“ frug erstaunt der Fremde, „sprecht Ihr von dem Manne, dessen Bruder ich gerettet?“ —

„Von demselben,“ erwiederte Olga.

„O, wie schade!“ sprach leise, wie mit sich selbst sprechend der Fremde, die Augen unverwandt mit einem Gefühl voll Zärtlichkeit und Ehrfurcht auf Olga geheftet.

In demselben Augenblicke ertönten Tritte aus der Ferne, und Olga eilte nach der Richtung des Lautes, freudig ausrufend: „Das ist mein Vater!“ Alsbald erschien sie wieder, einige schwere Feld-Werk-

zeuge, deren Gewicht den Greis ermüdet hatten, mit Anstrengung herbeischleppend. —

„Wer ist da?“ frug der russische Bauer, als er bei seiner Hütte einen Mann erblickte, dessen Gesichtszüge er bei der Dunkelheit nicht unterscheiden konnte.

„Ein fremder Reisender,“ sagte Olga, „welcher indeß eine gute, edle Handlung that, sein Pferd verlor, den rechten Weg verfehlte und so hieher gekommen ist!“

Hierauf erzählte sie ausführlich die uns bekannte Begebenheit. —

„Ihr seid ein Ehrenmann! kann ich Euch vielleicht mit etwas dienstbar sein?“ frug der russische Bauer den Fremden.

„Geleitet mich auf den rechten Weg,“ erwiederte der Fremde, über die letzten Worte des Serfen lächelnd.

„Wenn Ihr noch müde seid, so tretet in die Hütte und ruht Euch aus; habt Ihr Hunger oder Durst, so eßt und trinkt; bedürft Ihr aber dessen nicht, so machen wir uns sogleich auf den Weg,“ sagte der Bauer mit der derben Herzlichkeit eines ungebildeten Mannes.

„So recht, mein Vater,“ sagte Olga, deren Hand noch immer die des alten Mirbach fest hielt.

Alle drei schritten, ohne ein Wort zu sprechen, querfeldein.

„Ihr habt den Talghändler Peters heute gesprochen?“ frug das Mädchen zuerst das Schweigen brechend.

„Ja, und weißt Du, daß er mir das Anerbieten machte, Dich zur Frau zu nehmen?“

„Und was habt Ihr darauf geantwortet?“ frug Olga abermals.

Der Landmann erwiederte: „Ich habe gesagt, daß ich nichts dagegen hätte; daß aber Deine Zustimmung vor Allem nöthig sei.“

„O, was mich betrifft . . . aber davon später, mein Vater, wenn wir allein sind,“ sagte Olga mit einer Zurückhaltung, welche dem Fremden sehr unwillkommen war, denn bei Olga's ersten Worten hatte er sich seinem Begleiter genähert, aber bei den letzten zog er sich rasch zurück. —

„Du hast immer recht,“ erwiederte der Bauer, indem er sich mit folgenden Worten an den Fremden wandte:

„Seht Ihr die Lichter dort in der Ferne? das ist Kiew; nun bedürft Ihr unser nicht mehr.“

„Nein,“ antwortete der Fremde verlegen. „. . . Ich möchte gerne . . . ich weiß nicht, wie ich Euch für Eure Gastfreundschaft danken soll?“ —

„Sagt dem Serfen Mirbach „Dank“, das genügt,“ unterbrach ihn der Bauer. „Hier geht nur immer gerade fort, Ihr könnt den Weg nicht mehr verfehlen.“

„Zuweilen," sagte der Unbekannte, „jage ich im Gefolge des Großfürsten, welcher uns dann einiges Rehwild überläßt; dürfte ich Euch einmal den Rehbock bringen, den ich getödtet? —

„Dürfen?" erwiederte lachend der Serfe Mirbach, „da findet Ihr keinen Widerstand." —

„Also auf Wiedersehen!" rief bewegt der Reisende. —

„Auf Wiedersehen!" erwiederten Vater und Tochter zugleich, den Rückweg einschlagend. —

Sie schritten dahin, ohne den Kopf zu wenden; aber würden sie umgeschaut haben und wäre die Nacht weniger finster gewesen, so hätten sie den jungen Fremden noch lange den Blick unverwandt auf ihren Pfad geheftet sehen können; — er blieb noch stehen, als sie seinen Augen schon längst entschwunden waren.

Der Soldat.

Acht Tage waren seit diesem kleinen Erlebniße recht stille und einfach verstrichen; aber für ein so einförmig, bescheidenes Stillleben, wie das der Bewohner der einsamen Hütte, blieb es ein großes Ereigniß; der Soldat war jedoch nicht wiedergekehrt.

Des Abends, wenn Olga und Detrowna den Bauer Mirbach zur gewohnten Stunde vom Felde erwarteten, unterhielten sie sich entweder von dem jungen Unbekannten, oder sie sprachen von dem abgewiesenen Heiraths-Antrag des Talghändlers. —

Die Unterhaltung dieser einfachdenkenden, unwissenden Sklavinnen konnte nicht mannigfaltiger sein, als ihre Beschäftigungen.

„O, er wird nicht wiederkehren,“ sagte Detrowna mit der hoffnungslosen Ungläubigkeit des Alters; „und was die versprochene Jagdbeute betrifft, für die gebe ich keinen Kopek. — Man durfte diesen sogenannten Soldaten nur ansehen, um zu erkennen, daß nichts an ihm ist, ein Dieb oder vielleicht gar ein Mörder, wer weiß es!“ —

„Warum nicht lieber ein ehrlicher, braver Mann?“ erwiederte Olga. — „Wenn man schon Voraussetzungen macht und Meinungen hat, warum nicht lieber das Gute, als das Schlechte glauben? — Ueberdieß seine That an Peters Yarolaw's Bruder . . .“

„Das ist mir ein sauberer Beweis!“ rief Detrowna; „als ob man nicht längst wüßte, daß Räuber und Mörder ein kühnes, waghalsiges Volk wären! — Höre, Olga, als Deine Mutter, die arme Gregoriwna, starb, da warst Du 3 Jahr alt, sie empfahl mir, über Dich zu wachen, Dich zu einem braven, vernünftigen, arbeitsamen Mädchen zu erziehen! — Ach, mein Versprechen ist schlecht erfüllt! . . . und

dieser Pater Paul mit dem Du stundenlange sprichst, dieser Mann, welcher Dich glauben macht, daß Gott ganz allein die Erde in sechs Tagen geschaffen, indeß wir Menschen 14 Tage bedürfen um eine armselige Hütte zu bauen, wenn gleich 4 Menschen daran arbeiten; dieser Mann, welcher Dir auch sagt, daß wir alle von einem Vater abstammen, und daß alle Menschen gleich seien vor Gott, — setzt Dir lauter Märchen in den Kopf — als ob der Fürst gleich sein könnte mit dem Sklaven! . . . Aber ich will gar nicht mit Dir streiten; gewiß ist, daß Pater Paul Dich verrückt macht, daß er ein Lügner und Betrüger ist; davon nur eine Probe: Gestern erzählte er Dir die Geschichte von Rußland, und ich frage Dich, wie kann er diese Geschichte wissen, nachdem Rußland längst schon bestanden hatte, vor er das Licht der Welt erblickte? Gerade, als wollte ich die Lebensgeschichte des Großvaters Deines Vaters erzählen, den ich doch nie gekannt habe. — Und daß Du diesen Mann lieber sprechen hörst, als mich, ihn besser verstehen willst, als mich, und seine Gesellschaft der meinen vorziehst, das . . . aber Olga, Du scheinst gar nicht zu hören, was ich Dir sage; was blickst Du denn immer nach der Ferne? Ah, da kömmt ja Vater Mirbach schon vom Felde zurück und zwar mit einem Fremden! — Wer ist wohl der Mann, Olga, kennst Du ihn? . . ."

„Es ist Iwans Lebensretter,“ antwortete Olga, die Alte verlassend und hoch erröthend den beiden Kommenden entgegen gehend.

„Meine Tochter,“ sagte der russische Bauer, indem er Olga auf die Stirne küßte; ich erlaube Dir, diesen jungen Mann anzuhören, und sodann nach Deinem Willen zu handeln, denn wie ich Dir gestattet habe, des Talghändlers Antrag auszuschlagen ebenso magst Du, wenn es nach Deinem Sinne ist, die Hand dieses Bewerbers annehmen.“

„Olga,“ sprach der junge Unbekannte zu dem Mädchen, das vor Ueberraschung verstummte, faßte ihre Hand und stellte sich vor sie; „seht mir fest in’s Auge; ein redlich Herz muß sich im Auge klar widerspiegeln, und nun hört mich an: Ihr seid schön, doch ist’s nicht Eurer Schönheit Willen, daß ich Euch zu meinem Weibe wähle, es ist Eure Tugend, Euer edles richtiges Gefühl, welches Euch bestimmte, den reichen Talghändler abzuweisen . . . Es ist die Züchtigkeit in Eurem ganzen Wesen, Euer reiner, seelenvoller Blick, was mich auf den Adel Eurer Seele schließen läßt . . . Olga, ich bin nicht reich, bin nur ein gemeiner Soldat und werde häufiger unter dem Zelte auf dem Schlachtfelde, als in meinem Hause leben, aber wenn Euch mein Charakter, so wie Ihr ihn kennen gelernt, Vertrauen einflößt, könnt Ihr Euch dann wohl entschließen, einen Mann zum Gatten zu nehmen, der Euch nicht mehr bietet, als

ein ergebenes, redliches Herz und den alltäglichen Namen: Nikolaus?"

Langsam erhob Olga ihre Blicke und richtete sie auf den Soldaten; von ihm wendeten sie sich zu ihrem Vater und von diesem wieder nach dem jungen Manne; dann erst antwortete sie endlich schüchtern:

„Nikolaus, Ihr seid mir durch meinen guten Vater zugeführt; was ich von Euch weiß, bürgt mir, daß Ihr ein großes, edles Herz habt — somit wähle ich Euch gerne zu meinem Gatten."

„Ihr wißt noch nicht Alles, Olga," erwiederte Nikolaus, „morgen ziehe ich fort in den Krieg, werde wohl ein Jahr, vielleicht mehrere Jahre ausbleiben; habt Ihr den Muth und das Vertrauen, meine Rückkehr standhaft abzuwarten?"

„Ich werde Euch erwarten," sagte Olga natürlich und einfach.

„Auch dann, wenn Ihr während dieser langen Zeit keine Kunde von mir erhalten werdet?" fuhr Nikolaus fort.

„Selbst dann!" erwiederte Olga vertrauensvoll.

„Nun denn, meine holde Braut," sagte der Soldat mit ernster, tiefer Stimme, „so nehmt diesen Ring, als Zeichen meiner Treue und als Pfand meiner Ehre!" dabei zog er einen werthlosen, silbernen Reif vom Finger und steckte ihn an Olga's Ringfinger der linken Hand.

„Und nun müßen wir uns trennen, Pflicht und

Ehre gebieten mir; noch vor Einbruch der Nacht muß ich mein Regiment erreichen.“ — „Olga,“ sprach er sie zärtlich anblickend, „so lange Ihr keine Nachricht von mir erhaltet, so lange werde ich Euch treu und am Leben sein!“ —

Der königliche Aufzug.

Zwei Jahre waren indeß vergangen und hatten die sonst so heitere, unbefangene Olga zu einem ernsten, in sich gekehrten Wesen umgestaltet; doch wie früher finden wir sie mit der alten Detrowna, auf der Schwelle der Hütte sitzend.

Ach, sie erwartete nicht mehr den geliebten Vater, denn der alte Mirbach war inzwischen gestorben; aber sie harrte unermüdet ihres Verlobten, der bisher nicht wieder gekehrt war, und von dem sie nicht die geringsten Kunde erhalten hatte.

„All' unsere Vorräthe sind zu Ende,“ klagte die Amme, „der Hütte fehlt das Oberhaupt, das sie stets mit dem Nöthigen versah; der Winter steht vor der Thüre — was soll aus uns werden?“

„Bevor die Froste eintreten, wird ein anderes Oberhaupt kommen und für uns sorgen; so hoffe ich sicher,“ erwiederte Olga bestimmt.

„Wie, was!“ rief die Alte, „Du wartest noch immer auf diesen Nikolaus, diesen fremden Soldaten, diesen Vagabunden?“

„Petrowna, ich erwarte meinen Bräutigam!“ sagte Olga mit so ernstem Nachdrucke, daß die Alte bald einsah, daß sie es mit keinem Kinde mehr zu thun habe.

Einige Augenblicke später flüsterte Petrowna: „Auch der Talghändler erwartet Dich!“

„Da hat er Unrecht,“ erwiederte Olga; „denn ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nie heirathen werde. Ein braves Mädchen gibt nur Einem sein Ja-Wort.“

„Aber der Andere ist vielleicht längst todt . . .“ wagte die Amme nach einigen Minuten beizufügen.

„Er lebt,“ erwiederte Olga; denn so lange ich keine Nachricht von ihm habe, lebt er . . . . und ist mir treu,“ fügte sie mit so leiser Stimme hinzu, daß nur sie selbst es vernehmen konnte.

In demselben Augenblicke machte eine große Staubwolke, die gegen den Himmel aufstieg, das Herz der jungen Serfin beben, denn das Pferd, welches im Galopp herbeieilte, konnte ihren Verlobten bringen. Aber ach, das Pferd nähert sich, das Mädchen schaut mit ihrer ganzen Sehkraft, doch sie erkennt weder die Gesichtszüge noch die Haltung des Reiters, den sie erwartete.

„Ich suche die Wohnung des Serfen Mirbach,“ sagte, um sich blickend, der fremde Reiter.

„In dieser Hütte hat er gewohnt, aber nun ist er todt; daher entfernt Euch ohne Verzug!“ sagte Detrowna mürrisch.

„Und seine Tochter Olga?“ fragte der Reiter, ohne auf Detrowna's barsche Rede zu merken.

„Sie steht vor Euch!“ antwortete Mirbach's Tochter.

„Nikolaus hat mich gesandt,“ sagte der Unbekannte. Der Name, welchen er aussprach, ward sogleich, wie ein sanftes, wohllautendes Echo von Olga's Stimme wiederholt.

„Er ist in Kiew angekommen; sein Dienst verhindert ihn heute sich vom Regimente zu entfernen; aber er läßt Euch sagen, Ihr sollt ihn morgen schön geschmückt erwarten; drei Stunden nach Sonnenaufgang wird er kommen, um Euch zum Altar zu führen, wo ein griechischer Priester Euren Bund segnen wird.“ —

„Ist er gesund und unverletzt?“ frug Olga den Boten dringend.

„Sein Schutzgott beschirmte ihn während der Schlachten!“ antwortete der Reiter.

„Jawohl, ein Gott wird sich um solche Leute kümmern!“ brummte Detrowna halblaut. „Wäre es noch . . . .“

„Wollt Ihr in die Hütte treten und Euch erfrischen,“ unterbrach Olga die Alte, sich zum Fremden wendend.

„Unmöglich“ rief der Reiter und ritt im Galopp davon.

Des anderen Tages, zur besagten Stunde, hielt Olga sich bereit; ihr Herz war bewegt von Schmerz und Freude; — der geliebte Vater konnte sie nicht mehr zum Altare geleiten; aber sie wird den langersehnten Geliebten wiedersehen! und so harrte sie denn von diesem Wechselgefühle tief ergriffen, die Augen nach dem Himmel gewendet, der Ankunft des Verlobten. —

Die alte Amme, welche ebenfalls harrend bei ihr stand, beklagte, daß es nicht lieber der reiche Talghändler sei, den man erwartet, denn sie fand Olga viel zu schön für einen gemeinen Soldaten.

Plötzlich wurden die Gedanken und Betrachtungen der zwei Bewohnerinnen der Mirbach'schen Hütte durch ferne Töne einer kriegerischen Musik unterbrochen. — Die Laute näherten sich und wurden immer deutlicher; Pferde-Getrabe und Waffengeklirre mischten sich in die Musiktöne. Noch nie hatte sich in diesem gänzlich vereinsamten Orte Aehnliches ereignet. Alle Landbewohner setzten sich in Bewegung; die einen liefen der Musik zu, Andere kehrten zurück und verkündeten denen, die sich nicht fortbewegen konnten, daß es Großfürst Ygor sei, welcher an der Spitze seiner Armee vom Kriege heimkehre. Zu glücklich, um neugierig zu sein, da Alles, was nicht ihr Verlobter

war, kein Interesse für sie hatte, zog sich Olga schnell in die Hütte zurück.

„So komm' doch heraus, um Großfürst Ygor zu sehen," rief Detrowna, „man sagt er sei jung, schön und gut; vielleicht richtet er einige Worte an Dich," fügte sie bei um Olga aus der Hütte zu locken.

„Was kümmert mich all' das?" erwiedert Olga gleichgültig.

„Aber vielleicht ist Nikolaus in seinem Gefolge," fügte die schlaue Alte bei, welche damit ihre Absicht erreichte. Olga erschien auf der Schwelle der Thüre.

Der Zug näherte sich, die Musik zog voraus. Alsbald konnte man prachtvolle Uniformen, reich aufgezäumte Pferde unterscheiden; aber der Großfürst selbst war so dicht umringt, daß man ihn nicht sehen konnte. Auch richtete Olga ihre Blicke nicht nach ihm, sondern sie waren auf die Personen seines Gefolges geheftet.

Plötzlich, zum Erstaunen von Detrowna und einer Gruppe von Frauen, welche sich gebildet hatte, hielt die Musik, als sie bei der Hütte angelangt war, vor derselben stille und der ganze Zug that ein Gleiches. In demselben Augenblicke, während ein Offizier den versammelten Nachbarinnen das Pferd des Großfürsten zeigte, stieg dessen Reiter ab und trat gegen Mirbach's Hütte.

„Nikolaus!“ rief Detrowna, welche trotz der reichen Uniform den Soldaten erkannte.

„Großfürst Ygor,“ sagte er, auf die vor Erstaunen fast starre Olga zuschreitend: „Großfürst Ygor,“ welcher kömmt, um seine Braut zu holen, und der vielleicht,“ fügte er mit spöttischem Lächeln zu Detrowna gewandt bei, „den Talghändler Peters werth sein dürfte!“

Detrowna wäre wohl gerne hundert Schuh tief unter die Erde gekrochen; — Olga, mehr ernst, als freudig, verrieth das Gefühl, welches sie übermannte, mit den Worten:

„O, wie schade!“

„Ei wie, sollte Euch der Soldat Nikolaus lieber gewesen sein?“ frug der Großfürst.

„Ja, Majestät, denn er war meines Gleichen!“ erwiederte Olga mit zitternder Stimme.

„Gut denn, so werdet Ihr von nun an meines Gleichen sein,“ und hiemit hieß er sie, einen für sie eigens bereiten, reichgeschirrten Zelter besteigen, und zog mit ihr heim.

* * *

Dieß meine jungen Leser und Leserinnen ist eine wahre Geschichte.

Olga war von niederer Geburt und wurde allein durch ihre seltenen Geistesgaben, durch die Macht ihrer Anmuth und Bescheidenheit Großfürstin von Rußland.

Rußland fand in ihr seine größte Wohlthäterin, und hatte ihr die Einführung des Christenthumes zu verdanken. Nach 42jähriger, glücklicher Ehe, wurde Großfürst Ygor bei einem Feldzug gegen die Dozewliens getödtet. — Olga übernahm die Regierung, da ihr Sohn Swientoplarez noch zu jung war. — Sie ließ ihn in Kiew zurück und bereiste die nördlichen Provinzen Rußlands. Die Großmuth und Erhabenheit ihrer Handlungen machten sie so berühmt und blieben so lange im Gedächtniß des Volkes, daß die Bewohner dieser Provinzen noch 50 Jahre später ihren Kindern und Enkeln von den Wohlthaten und den edlen Zügen dieser Großfürstin erzählten, welche durch diese Rundreise ein unauslöschliches Andenken im Herzen ihrer Unterthanen zurückgelassen hatte.

Im Jahre 955 begab sich Olga, nachdem ihr fester Entschluß gereift war, sich zur christlichen Religion zu bekennen, und ihr Sohn das nöthige Alter erreicht hatte die Regentschaft zu übernehmen, nach Constantinopel, um das heilige Sakrament der Taufe zu empfangen.

Constantin Porphyrogenete regierte damals. Er wurde ihr Pathe und die Kaiserin, seine Gattin, ihre Pathin. Der Priester Theophylakte unterrichtete sie in der christlichen Religion und taufte sie mit dem Namen „Helene“. — Sie war damals in einem Alter von 67 Jahren.

Olga bot Alles auf, ihren Sohn zu bewegen, die christliche Religion anzunehmen und sich taufen zu lassen; aber er verweigerte es.

Der Ruhm, Rußlands Clodwig zu werden, war Olga's Enkel aufbewahrt, Wladimir dem Großen, welcher sich mit allen Bewohnern von Kiew taufen ließ im Jahre 988.

Leider starb Großfürstin Olga 20 Jahre vor diesem schönen Tage im Jahre 968.

Die griechische Kirche führt diese Fürstin im Kalender als Heilige.

Erzählungen

von

Alexandra,

k. Prinzessin von Bayern.

Erdenkreuz als Himmelsstufen.

Erdenkreuz als Himmelsstufen.

An einem sonnigen Julitage fuhr eine zahlreiche Gesellschaft in mehreren einspännigen Wägen auf jener romantischen Landstraße, welche zum berühmten Gollinger-Wasserfalle führt. Während das Posthorn mit seinen lustigen Alpenliedern erklang, entspannen sich manche heitere Gespräche, an denen jedoch die betrübte Johanna, das jüngste Mitglied der Gesellschaft, nicht den geringsten Antheil nahm, sondern traurig vor sich hinblickte.

An gewohnter Stelle hielten die Pferde, da die letzte Wegstrecke zu Fuße zurückgelegt werden mußte und zwar auf einem schmalen, zwischen duftenden Gebirgskräutern sich hinschlängelnden Fußpfade. Freudig eilten Alle, außer der Einen, durch den schattigen Wald, voller Ungeduld, bald möglichst das herrliche Naturschauspiel zu genießen. Nur Johanna folgte langsam und schweigend dem frohen Zuge, der sich rastlos näherte. Nun war der überraschend schöne

Wasserfall erreicht. Mächtig stürzt das schäumende Gewässer von der schroffen Felsenwand herab, durchzieht brausend die finstern Tannen und ergießt sich endlich mit lautem Getöse in den tiefen, schauerlichen Abgrund. Alles brach in einen Ruf des Entzückens aus; nur Johanna blieb auch hier völlig theilnahmslos und blickte gedankenvoll auf's sammtartige Moos, worauf unzählige Wassertropfen gleich kostbaren Diamanten ausgestreut lagen.

Was veranlaßte wohl Johanna's schwermüthige Stimmung?

Ein Kreuz war's, das sie zur Erde niederbeugte! Ach, wie viel Trost hätte sie gefunden, wenn sie dasselbe als Prüfung von Oben betrachtet und den allliebenden Schöpfer in der erhabenen Schöpfung bewundert haben würde.

Doch seht, das wunderbare Schauspiel erhöht sich noch an Großartigkeit. Ein Blitz mit seinem feurigen Zickzack gleitet den Wasserfall hinab, in sein Getöse mischt sich das ferne Rollen des Donners, das wie nahes Echo immer dumpfer und dumpfer widerhallt. Das Gewitter war bereits ausgebrochen, ehe man sein Herannahen im Tannenwalde geahnt hatte. Auf gleiche Weise übereilt uns auch oftmals der Tod, wenn wir uns dessen am allerwenigsten versehen, sondern eben so sorglos dahin träumen, als hätten wir auf dieser Erde eine ganze Ewigkeit, statt einer kurzen Spanne Zeit zu leben.

Rasch setzte sich nun der ganze Zug in Bewegung und eilte den schlüpfrigen Fußweg entlang, während schwere Regentropfen niederfielen. Wild heulte der Sturm in den hohen Baumgipfeln, knickte manchen belaubten Ast, schleuderte die dürren Zweige zur Erde und entwurzelte mehr als eine mächtige Tanne, welche in ihrem Sturze die Vorübergehenden zu begraben drohte.

Endlich langten die Wanderer unter vielen Mühsalen, ja, selbst nach überstandener Todesgefahr auf derselben Landstraße an, welche sie erst vor einer Stunde in hellem Sonnenscheine verlassen hatten. Auf dem gewohnten Rasenplatze saß noch der arme, hilfsbedürftige Blinde, den sie am Hinwege getroffen und erwartete geduldig seinen jugendlichen Führer. In der Ferne erblickte man auch bereits den Knaben, welcher lieblich, wie ein Schutzengel, zu seinem alten Pflegevater in athemloser Hast eilte. Sobald der Blinde die Stimme derjenigen erkannte, welche ihm vor Kurzem mit herzlichen Worten kleine Almosen gereicht hatten, rief er ihnen freundlich zu:

„Wollen Sie nicht in meiner armseligen Dachstube unterstehen, bis das Gewitter vorübergegangen ist? die Hütte steht ganz nahe, wenigstens nicht über tausend Schritte entfernt.“ —

Dankbar folgten nun die Sehenden dem armen Blinden und empfingen von demselben eine weit größere Wohlthat, als sie ihm durch die kleinen Gaben

erwiesen. Auf dem Wege begegneten sie einem verirrten, jammervoll blöckenden Schäflein, dessen Wolle mit Blut befleckt war und noch die scharfen Dornen, welche es verwundeten, trug. Aber der besorgte Hirte hatte es bereits vermißt und rief es schon von Ferne zur großen Heerde zurück. Alle waren davon tief ergriffen, denn sie gedachten des guten Hirten im heiligen Evangelium.

Endlich erblickten die Wanderer das ersehnte Gebirgshaus mit der malerischen in Holz geschnittenen Gallerie. Das Schindeldach ist mit vielen Steinen beschwert, um den heftigen Windstößen Widerstand zu leisten. Unter der Hausthüre stand ein greiser Bauer und forderte die Herannahenden freundlich auf, in die große Stube zu treten, wo im Kochofen ein tüchtiges Feuer prasselte, und die durchnäßten Kleider getrocknet werden konnten. Die Einladung ward freudig angenommen, und bald befanden sich Alle in der geräumigen Bauernstube, wo sich bereits zwei Gewitter-Flüchtlinge eingestellt hatten, ein verkrüppelter, sonnverbrannter Orgelspieler und ein ältlicher Schuhmacher, der seine rechte, verwundete Hand in der Schlinge trug. Nach einer Weile kam auch die stattliche Bäuerin, welche an diesem Tage ihre goldene Hochzeit feierte, mit einem großen Brodlaibe und legte denselben auf den reinlichen Tisch. Hierauf brachte sie eine irdene Schüssel mit saurer Milch, Ziegenkäse, frisch gerührte Butter auf grünen Traubenblättern und nach

einer Weile auch noch einen Topf voll röthlicher Kartoffeln.

Während sich die Gäste am guten Imbisse labten, verbreitete sich die angenehmste Behaglichkeit über die Gesellschaft; ein lebhaftes Gespräch kam in Gang, und es verlautete der Wunsch, daß die anwesenden Hausbewohner ihre Lebensgeschichte erzählen möchten. Aber Keines wollte den Anfang machen, bis endlich der Blinde seine Stimme erhob, um die Ereignisse seines schwergeprüften Lebens mitzutheilen.

Da ich leider die einfache, landesübliche Redensart mit ihrer rührenden Natürlichkeit nicht wieder zu geben vermag, muß ich die Erzählung in meine eigenen Worte fassen und ahme somit den Bienen nach, welche ihren Honig aus den verschiedenen Blüthensäften bereiten.

* * *

Die Lebensgeschichte des Blinden.

Thomas, der arme Blinde, erinnert sich noch aus seiner Kindheit, daß es sein größtes Vergnügen gewesen, den Vater, der ein fleißiger Steinklopfer war, auf die große Landstraße begleiten zu dürfen. Stundenlang saß er dann am Wegraine und beobachtete, wie die großen Steine in vielen kleinen Stücken geräuschvoll auseinanderflogen.

Als der Knabe hinlänglich erstarkt war, trug er dem Vater das schwere Werkzeug nach, und als er zum Jünglinge heranwuchs, trieb er das gleiche, mühsame Geschäft. So klopften sie nun gemeinschaftlich die harten Steine bei Hitze und Kälte viele, viele Jahre hindurch, bis der Tod sie trennte, und der verlassene Sohn sein beschwerliches Tagewerk einsam fortsetzen mußte. Nachdem er sich ein ganzes Jahr lang nicht nur auf der Landstraße, sondern auch zu Hause einsam gefühlt hatte, nahm er ein braves, arbeitsames Mädchen zum Weibe.

Kaum hatte er nach eilfmonatlicher glücklicher Ehe die Vaterfreuden genossen, trug man zwei Särge, einen großen und einen kleinen, zum Hause auf den stillen Friedhof hinaus. Laut weheklagend, fast außer sich vor Schmerz, folgte er seinen dahingeschiedenen Lieben und wäre am liebsten in das tiefe Grab, welches seine ganze Erdenfreude aufgenommen, hinabgesprungen, denn er meinte, den doppelten Verlust nicht ertragen zu können. Stundenlang weilte der arme Steinklopfer, laut schluchzend, mit der Verzweiflung kämpfend auf dem Kirchhofe, und wußte sich kaum von diesem Orte zu trennen.

Eines Tages hatte er langsam den Heimweg angetreten, als er plötzlich einen Schmerzensschrei vernahm, den Schmerzensschrei eines Kindes. Bald entdeckte er im blühenden Haidekraut ein Knäblein, welches durch den Biß eines Hundes gewaltsam aus

seinem sorglosen Schlummer voll süßer Träume geweckt worden war. Den eigenen Jammer bei diesem Anblicke vergessend, eilte Thomas zum wimmernden Kinde, nahm es in seine Arme, sog die Wunde aus, um dessen Leben zu retten und verband sie nothdürftig mit seinem Taschentuche.

Während er mit Worten und Liebkosungen die Thränen des weinenden Knaben zu trocknen suchte, ward sein eigener Schmerz immer milder, denn der Allbarmherzige hatte sich des barmherzigen Mannes erbarmt und auch die blutende Wunde seines Herzens vom verzehrenden Gifte befreit, denn Gott belohnt nicht selten schon hienieden das Werk selbstverläugnender Nächstenliebe.

Bald hatte der arme Steinklopfer mit dem verwundeten Schützlinge seine verödete Wohnung erreicht. Dort stand noch das Bett des eigenen Kindes, von der bereits erkalteten Mutter für den Liebling seit Wochen bereitet.

In dasselbe legte er nun unter heißen Thränen seinen Findling. Was sollte er ferner mit demselben beginnen? Wem gehörte das Kind? Durfte er es behalten? Schon bei dem Gedanken, sich wieder von dem Knaben zu trennen, blutete sein Herz, denn seine Hütte kam ihm nicht mehr so einsam vor.

Auf seine Erkundigungen erfuhr er, daß es eine Doppelwaise sei, und bei entfernten Verwandten ein dürftiges Unterkommen gefunden habe. Noch war der

arme Taglöhner unentschlossen, als sich das erwachende Kind an ihn schmiegte und weinend flehte, hier bleiben zu dürfen. Wie hätte der verlassene Mann dieser herzlichen Bitte widerstehen können! Er fühlte, daß der allweise Gott ihm den Kleinen zum eigenen Troste habe finden lassen, und so trocknete er des Kindes Thränen und sagte: „Ich will Dein Vater sein!“ Dann ging er zu den Pflegeeltern des Waisenknaben, erzählte ihnen das vorgefallene Ereigniß und bat, das Kind behalten zu dürfen, was ihm gerne gestattet wurde, da sie ihre eigene, große Familie kaum zu ernähren vermochten.

Laut jubelte der Kleine in seinem Wundfieber, als er die ersehnte Kunde vernahm. Bald erfolgte die Genesung; der Knabe wuchs zur Freude seines neuen Pflegevaters heran, und dieser gewann den Schützling immer lieber und lieber.

Doch bald sollte eine neue Prüfung den armen Taglöhner treffen. An einem kalten Februarmorgen klopfte er, wie gewöhnlich, die Granitsteine auf der Landstraße, während der rauhe Nordwind ihm die großen Schneewolken in's Gesicht wehte. Plötzlich empfand er einen schneidenden Schmerz, — ein Steinsplitter war in sein rechtes Auge geflogen und beraubte dasselbe mit Blitzesschnelle der kostbaren Sehkraft. Wie vernichtet sank der arme Mann auf den Schnee, welcher wie ein Leichentuch über die Erde gebreitet lag. Nach kurzer Ohnmacht kehrte das Be-

wußtsein wieder, und heimkehrend dankte er Gott, daß ihm noch Ein Auge geblieben.

Nach mehreren Schmerzenstagen setzte der fleißige Steinklopfer seine Arbeit unverdroßen fort. Aber auch sein linkes Auge hatte bedeutend gelitten; es wurde immer schwächer und schwächer, ohne daß Thomas das große, ihm bevorstehende Unglück ahnte.

Als er nach einigen Jahren mitten im Sommer beim hellen Tageslichte an einem Freitagmorgen erwachte und sich in mitternächtlichem Dunkel fand, erschrack er nicht einmal, sondern dachte nur ungewöhnlicher Weise während der Nachtzeit aufgewacht zu sein und versuchte wieder einzuschlafen. Aber er hatte vollkommen ausgeruht; jetzt drangen auch die Glockentöne, welche zur Messe luden, in sein Ohr. Da erst überkam ihn der ganze Jammer seines Zustandes und die Wahrnehmung, daß er blind sei.

„Johannes, mein Knabe!" rief er in der ersten Bestürzung — „ich bin der Unglücklichste aller Unglücklichen, ich bin blind!"

Doch der Knabe hört die Stimme des Rufenden nicht. Er hatte sich schon zwei Stunden vorher leise aus der Stube geschlichen, um den gesunden Schlaf des Pflegevaters nicht zu stören und befand sich in diesem Augenblicke in der Schule. Da jammerte Thomas:

„Blind und verlassen! auch mein Johannes ist fort!" und aus den erloschenen Augen quoll ein

Thränenstrom; aber in seinem Innern flüsterte die Stimme seines Schutzengels:

„Nein, Du bist nicht verlassen, über uns Allen wacht Gottes Liebe, wacht der gütige Allvater, welcher sogar des Sperlings nicht vergißt. Er sendet dir schwere Prüfungen; aber halte dich fest an ihn, und du wirst nur seine Liebe darin erkennen: er wird dich niemals verlassen.“ —

Diese innere Stimme beschwichtigte den Blinden wundersam, und er wandte sich Hilfe suchend nach Oben, faltete die Hände und rief:

„O mein Gott! erbarme Dich! erbarme Dich! steh uns bei, mir und dem Knaben, in dieser Noth und bewahre uns gnädig vor dem Hungertode.“

Da stieß er unversehens an das neben seinem Bette hängende Sterbekreuz seines dahingeschiedenen Weibes; es fiel auf sein Lager herab; der Blinde umklammerte es mit seinen Fingern, drückte es an die Lippen und erinnerte sich, daß es Freitag sei und zugleich an das große Versöhnungsopfer unseres göttlichen Erlösers, dem wir in seinen Leiden nachfolgen müssen, um zu seiner himmlischen Glorie zu gelangen. Dann dachte er an seine junge Frau, deren erkaltete Hände einst dasselbe Kreuz im Scheiden umfaßten, während die brechenden Augen darauf ruhten — Trost suchend und Trost findend, — bis die Todesnacht sie umschattete.

Mit diesen Gedanken kam Ruhe in sein Herz. Er verließ sein dürftiges Lager, suchte die geordneten Kleidungsstücke und entdeckte, mit beiden Händen um sich greifend, den Ausgang seines Gemaches. Aber nun stand er hilflos unter der Hausthüre, da er den Weg zur nahen Kirche nicht allein zu finden vermochte. In dieser peinlichen Lage traf ihn ein Fremder, welcher eben auf einer Gebirgsreise begriffen war. —

Sobald dieser das eingetretene Unglück erfuhr, drückte er dem Steinklopfer einen Marienthaler in die Hand und wollte ihn zur Kirche geleiten, als Johannes von der Schule heimkehrte und fröhlich auf seinen lieben Pflegevater zueilte. Als er jedoch dessen vollkommene Erblindung gewahrte, fiel er seinem Wohlthäter laut schluchzend um den Hals und war ganz untröstlich. Dann verweilten sie lange im Gotteshause, weinten und beteten und riefen um Gnade und Barmherzigkeit. Aber der Blinde sandte nicht nur Bitten zum Himmel, sondern auch inbrünnstige Danksagungen; ja, er pries Gott aus ganzer Seele für seine fürsorgende Barmherzigkeit. Seine Erinnerung schweifte zu jener Zeit zurück, wo er den hilflosen, verwundeten Knaben gefunden, für dessen Erhaltung er sein eigenes Leben gewagt. Und nun — was wäre er, wenn er nicht diesen Knaben hätte! ohne Lebensgefährtin, ohne eigenes Kind, ohne Verwandte — blind und arm — wie trostlos würde ihn nun die ewige

Dunkelheit umstarren! Gott hatte ihm den kleinen Johannes zum Segen gegeben. Der Knabe war nun sein Auge, sein Trost, seine Freude, sein Reichthum, sein Führer und Pfleger.

Als er nach dem erquickenden Kirchgange wieder in seiner Stube saß, faßte er den Entschluß, welcher dem arbeitsamen Manne keine geringe Selbstverläugnung kostete, — von nun an das tägliche Brod in der Nähe des Gollinger-Wasserfalls von den Vorübergehenden zu erbetteln.

Der Blinde konnte keinen aufmerksameren Führer als den kleinen Johannes finden. Wie sorgsam lag die schwache Hand in seiner starken, wie forschte das helle Kinderauge nach jedem Steine, um ihn aus dem Wege zu entfernen, und wie ermunternd fröhlich plauderten die Lippen von Allem, was um sie her vorging, daß es dem Blinden oft war, als seien seine Augen erschlossen, und er sehe Alles leibhaftig. Johannes verdoppelte nun seine Liebe und vermehrte seine Aufmerksamkeit. Oftmals las er dem Blinden aus den erhaltenen Schulbüchern vor, sang fromme Lieder mit seiner hellen Kinderstimme und berichtete ihm Alles, was er in der Schule gehört hatte. Am frühen Morgen führte er den demüthigen Bettler zur heimlichen, in der Nähe des Wasserfalls gelegenen Kapelle, wo der Blinde so gerne verweilte, und dann auf das stille Plätzchen am moosigen Wegesrande; hierauf eilte er in die Schule, brachte nach derselben

dem Blinden sein spärliches Mittagsbrod und führte am Abend ihn wieder nach Hause. Alltäglich, wenn das Wetter nicht zu ungünstig war, lebten sie auf diese Weise: vom Beginne des Frühlings bis zum Allerheiligenfeste, wo die Liebesgaben besonders reichlich floßen, denn Alle kannten und ehrten den blinden Mann; die Fremden aber rührte sein Unglück und der verklärte Leidenszug in dem erblindeten Gesichte. Selten nur ging ein Wanderer mitleidslos an ihm vorüber, ohne eine Geldmünze in den alten Hut zu legen.

Der arme Thomas verstand aber auch zu sparen und deßhalb reichte das Almosen für die Winter-Monate, daß sie nur selten hungrig zu Bette gehen mußten. Aber auch dann beklagte er sich nie, denn er hatte die tröstliche Zuversicht, daß Gott seine Leiden statt der Arbeit annehmen und ihm dafür gnädig den Himmel verleihen würde.

Während sein äußeres Auge von Blindheit umnachtet war, ging in seinem Innern ein Licht und eine Klarheit auf, die Klarheit und das Licht des himmlischen Glaubens.

Auf diese Weise waren mehrere Jahre der Prüfung verflossen und Johannes war ein starker Knabe geworden. Da nahm der gutherzige Bauer, bei welchem die Gesellschaft eben Unterkunft fand, den armen, arbeitsunfähigen Thomas nebst dem Pflegesohn in sein Dachstübchen und lehrte dem Letzteren die

Feldarbeit, wobei er ihm die nöthige Zeit gönnte, den Blinden zu führen.

Als Beide an einem Herbstmorgen die gewohnte Wanderung antraten, war die ganze Gebirgskette in undurchdringlichen Nebel gehüllt, ja man hätte sich sogar in einem Flachlande wähnen können. Kaum hatten sie jedoch die traute Kapelle erreicht, zerriß plötzlich der dichte Schleier und eine beleuchtete Bergspitze verkündete den herrlichsten Tag.

Diesen benützten Viele, um den Gollinger-Wasser-Fall zu besuchen. Unter den Fremden befand sich auch ein menschenfreundlicher Arzt, der sich theilnehmend dem Blinden näherte und ihn eine Weile aufmerksam betrachtete. Welch frohe, unerwartete Kunde ward ihm nun! Er hörte, es wäre möglich, mittelst einer Operation das verlorene Augenlicht wieder zu gewinnen. Diese Hoffnung erfüllte den Schwerheimgesuchten mit namenloser Wonne. Aber nach wenig Augenblicken des unbeschreiblichsten Entzückens gedachte er der Unmöglichkeit, aus seinem Nothpfennig die Reisekosten zu erschwingen. Schon glaubte er entsagen zu müssen und brachte Gott auch dieses Opfer in frommer Ergebenheit unter inbrünnstigen Gebeten „Herr, Dein Wille geschehe!“ Da führte die göttliche Vorsehung den König in die Nähe des Blinden. Sobald derselbe den Ausspruch des Arztes erfahren, ließ er seinen Wagen augenblicklich stille halten, sandte unverzüglich Jemand seines Gefolges

zum Hilfsbedürftigen und beglückte denselben mit der überraschenden Botschaft, die Reisekosten zu übernehmen. In dieser freudigen Aussicht lebte gegenwärtig der blinde Mann; er schloß seine Erzählung von Thränen unterbrochen, von Thränen der freudigen Hoffnung, daß Gott seine Augen neubeleben werde.

Die Anwesenden waren von der einfachen Erzählung tief ergriffen; alle Blicke hafteten eine Weile auf den erblindeten Augen, die im stummen Gebete sich zum Himmel erhoben hatten. Eine lautlose Stille herrschte im Kreise, welche endlich durch die Stimme des verkrüppelten Orgelspielers unterbrochen wurde, der nunmehr seine Lebenserinnerungen zu erzählen begann. —

Die Lebensgeschichte des Orgelspielers.

Der verkrüppelte Mann war einst der flinkste, gewandteste Knabe gewesen. Schon als sechsjähriges Kind besaß er eine Meisterschaft im Purzelbaumschlagen, wodurch er sich manchen Kreuzer verdiente. Als er einstmals vor einem Fremden sein kleines Kunststück vollbracht hatte, bat er denselben um ein Brödchen, indem er mit dem Finger auf den nächsten Bäckerladen deutete. Kaum war der bescheidene Wunsch erfüllt, so ahmte der erfreute Knabe mit Händen und

Füßen einen begeisterten Violinspieler nach und geberdete sich auf höchst komische Weise. Der Fremde betrachtete den armen, in Lumpen gehüllten Knaben eine Weile wehmüthig und frug ihn, ob er sein sonderbares, mühsames Gewerbe lassen wolle, wenn er ganz neue Kleider erhalten würde? Das Kind bejahte die Frage mit dem ungekünstelten Ausdrucke der Freude, und nach wenigen Tagen kam der Knabe in einem neuen blauen Käppchen, grüner Jacke, grauen Hosen und gutgenagelten Stiefeln zu seinem Wohlthäter, um den gebührenden Dank abzustatten.

Aber bald, nachdem sich der Knabe im Wasserspiegel besehen und bewundert hatte, empfand er eine große Versuchung nur einmal wieder ein Rad zu schlagen: es müßte sich in seinem neuen Anzuge gar zu hübsch ausnehmen. Die lange Gewohnheit war siegreich; doch nach wenigen Tagen trieb er auf der blumenreichen Wiese sein altes Spiel, nur mit erhöhter Lebendigkeit.

Es war an einem kalten Novembermorgen, als er einem zur Eisenbahn fahrenden Omnibus räderschlagend folgte, um von den Reisenden eine Gabe zu gewinnen. Diese aber bemerkten ihn nicht, während er immer mehr seine schwachen Kräfte anstrengte. Da überfiel den nüchternen Knaben ein heftiger Schwindel, er sank zu Boden und im gleichen Augenblicke glitt das Rad auf dem schlüpfrigen Pfade über seine beiden Füße, indem ein gellender Schrei dem kleinen Munde entfuhr. Unverzüglich eilten die zwei Rei-

senden aus dem Omnibus und umdrängten den Verunglückten, der vor Schmerzen stöhnte. Sie hoben ihn auf, verbanden die Wunde so gut es gehen wollte, mit ihren Sacktüchern und brachten das Kind im Wagen in's nahe Städtchen, wo es im Spitale Aufnahme fand, während sie von Ferne den Eisenbahnzug vorüber dampfen sahen. Die Fremden hinterlegten eine Summe Geldes zur Verpflegung des Knaben und versprachen, das etwa noch Fehlende nach ihrer Heimkehr darauf zu bezahlen. Erst mit dem Abendzuge setzten die beiden Freunde ihre Reise fort und kehrten schon nach sechs Wochen in dasselbe Städtchen zurück. Sie fanden den Knaben geheilt, aber weit entfernt, wieder Räder schlagen zu können, in einem krüppelhaften Zustande, kaum fähig, mühsam umherzuhinken.

Da es sich nach eingezogener Erkundigung herausstellte, daß Konrad ein verwahrlostes Findelkind sei, wurde er in einem Rettungshause untergebracht. Dem wilden Knaben erschien anfangs das geregelte Leben unerträglich; aber nach und nach fügte er sich in die neue Lebensweise und ward in Bälde ein Liebling der Anstalt. Als die Austrittszeit herannahte und Konrad zu schwächlich geblieben war, ein schweres Handwerk zu erlernen, so kauften die beiden Freunde, welche ihren Schützling nie aus den Augen verloren hatten, demselben eine Drehorgel, mittelst welcher er den nöthigen Lebensunterhalt verdienen konnte.

So zog der arme Krüppel mit derselben von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt, von Städtchen zu Städtchen. Am meisten aber verdiente er an Badeorten, wo er vor den Altanen der Gäste manch' bekannte Melodie aufspielte; gewöhnlich begleitete er den „Dessauer Marsch" und den „Jäger aus der Churpfalz" mit seiner kräftigen aber unausgebildeten Stimme, während er Grimassen dazu schnitt. Obgleich er weder ein großer Künstler, noch ein großer Sänger war, fand er dennoch meistens eine freundliche Aufnahme und oftmals sogar eine Nachtherberge, wie gegenwärtig im Hause des Bauern, zu dessen goldener Hochzeit er ein eigenes Lied gedichtet und componirt hatte.

Es war rührend, aus dem Munde des armen Konrad zu vernehmen, wie dankbar er anerkannte, daß es für ihn ein Segen gewesen, als Gott ihn zum Krüppel werden ließ, da er bereits als gesunder, kleiner Purzelbaumschläger allerlei Betrügereien verübt hatte. Mehr als einmal waren die Geldbörsen der Vorübergehenden vor seinen flinken Händen nicht sicher gewesen, und er hatte dabei den Kunstgriff angewendet, sie zu stoßen; während die kleinen Münzen auf der Erde rollten, gab es beim Aufsammeln hinlänglich Gelegenheit, etwas zurückzubehalten, oder später im Sande aufzusuchen, um es für Näschereien zu verwenden.

Nach Beendigung dieser aufrichtigen Mittheilung wurde Konrad von der Gesellschaft aufgefordert, sein

gedichtetes und componirtes Festlied zu singen, und Alles ergötzte sich daran. Als die Orgel verstummt war, kam die Reihe an Joseph, den armen Schuhmacher, seine Lebensgeschichte zu erzählen, welche allerdings nichts Spannendes enthielt, aber doch eine goldene Lehre spendete.

Lebensgeschichte des armen Schuhmachers.

Sobald Joseph die Werktagsschule verlassen hatte, wurde er nach eigenem Wunsche und den Bitten seiner Mutter zu einem braven Schuhmacher in die Lehre gegeben. Da er aber daselbst wenig erlernte, kam er zu einem andern Meister, und es ging auch nicht besser, denn der Lehrling bereitete demselben nur Verdruß und lief endlich davon.

Bald darauf erkrankte die Mutter und starb, nachdem sie ihren Sohn noch eindringlich vor dem Bösen gewarnt, zum Guten ermahnt und ihn einer befreundeten Nachbarin empfohlen hatte, damit dieselbe an ihrem Sorgenkinde Mutterstelle vertrete.

Anfangs brachten die Ermahnungen der Mutter keine guten Früchte. Der leichtsinnige Sohn wollte nicht arbeiten, brauchte Geld und beging einen Diebstahl. Derselbe kam bald an's Tageslicht, Joseph ward gerichtlich eingezogen und in die Strafarbeitsanstalt gebracht. Dort lernte er unter der

Zwangsarbeit seine Arbeitsscheu bereuen und faßte die besten Vorsätze. Nach seiner Entlassung wanderte er aus, um in Amerika sein Glück zu versuchen; die treue Pflegemutter hatte ihm zum Schutz auf seiner Reise eine Marien-Medaille umgehängt und ihn der besten Himmelsmutter empfohlen.

Anfangs ging die Seereise glücklich von statten, und Joseph vergaß in seinem Leichtsinne gänzlich sein früheres, schuldbelastetes Leben. Da erhob sich eines Tages ein heftiger Sturm, die Wellen thürmten sich zu Bergen und begannen schäumend in das schwankende Schiff einzudringen. Nun wurde es dem Auswanderer bange zu Muthe, und zum ersten Male seit Jahren betete er mit Inbrunst; er flehte zu Maria, der Patronin aller Seeleute, deren Bildniß er auf der Brust trug, sie möge von Gott Hilfe und Rettung erflehen, denn es erfüllte ihn mit Schauder, in diesem Augenblicke sündbeladen von der Erde scheiden und vor Gottes Richterstuhl erscheinen zu müssen.

Nach mehreren Stunden der höchsten Lebensgefahr legte sich der Sturm und der blaue Himmel spiegelte sich wieder in der ruhigen See. Nun dankte Joseph aus tiefstem Herzensgrunde für die gnädige Rettung und faßte den ernsten Vorsatz von nun an so zu leben, wie er in der einstigen Todesstunde wünschen würde, gelebt zu haben.

In dem fremden Erdtheile angelangt, schrieb er seiner Pflegemutter einen reumüthigen Brief und bat

sie kindlich um Verzeihung; zugleich theilte er derselben seine guten Entschlüsse mit, und daß er nach Errungenschaft einer genügenden Summe in sein Vaterland zurückzukehren gedenke, um seiner Pflegemutter im Alter beistehen zu können.

Joseph blieb seinen Entschlüssen getreu, arbeitete mit Fleiß und Ausdauer, ersparte sich nach einer Reihe von Jahren mehrere Hundert Gulden und kehrte damit in seine Heimath zurück, wo er seine Wohlthäterin gelähmt und hilfebedürftig antraf. Die arme Kranke schien durch die Freude des Wiedersehens neu aufzuleben. Joseph pflegte sie mit kindlicher Sorgfalt, und da er in Amerika Vieles gelernt hatte, vermochte er sich als Geselle das Nöthige zu verdienen. Aber der Tod nahm die gute Alte bald aus diesem Leben in ein besseres hinüber. Nun miethete sich Joseph ein Dachstübchen in dem Hause des Bauern, wohin die Gesellschaft sich vor dem Gewitter geflüchtet hatte und übte fleißig sein Handwerk aus.

Eines Tages verwundete er unvorsichtig seine rechte Hand, arbeitete aber dennoch unermüdlich weiter, wodurch die Schmerzen sich vermehrten, die Wunde sich verschlimmern begann und er nach ärztlichem Ausspruche seinen Arm in der Schlinge ruhen lassen mußte, um einer ernstlichen Gefahr vorzubeugen. So schwer ihm früher das Arbeiten gefallen, so hart kam ihn nunmehr der Müßiggang an.

Als er eben auf einen Erwerbszweig sann, der sich mit der linken Hand verrichten ließ, las er in einem Blatte die Anzeige, daß sich durch das Ziehen der Seidenwürmer ein hübsches Sümmchen verdienen lasse. Mit Eifer ergriff er diese Gelegenheit, verlegte sich auf die Seidenzucht und erhielt von den Hecken seines Hausbesitzers die nöthigen Maulbeerblätter. Gott segnete seine neue Thätigkeit und nach einigen Monaten erhielt er für die eingesendete Schachtel Cocons die Summe von baaren sechzig Gulden. Damit bezahlte er eine verjährte Zinsschuld, was ihm ohne den Unfall an seiner Hand, nicht möglich gewesen wäre. „Und so ist auch die kranke, gelähmte Hand ein Gottessegen!" — schloß der arme Schuhmacher seine Geschichte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und eine arme Person, das Strickzeug in der Hand, den großen Korb auf dem Kopfe, schaute in die Stube und bat um die Erlaubniß, hier das Ende des Gewitters abwarten zu dürfen, was ihr gerne mit der Bedingung, auch ihre Lebensgeschichte zu erzählen, gestattet wurde. Mit Bereitwilligkeit kam sie diesem Verlangen nach, stellte ihren Korb auf die Bank und begann ihre Erzählung, während die Finger eifrig mit dem Strickstrumpfe beschäftigt waren.

Walburg's Lebensgeschichte.

Walburg's Eltern galten in ihrem heimathlichen Dorfe und in der ganzen Nachbarschaft als ein Muster von Fleiß, Genügsamkeit und Gottesfurcht; ein ungetrübter Friede herrschte unter dem niedern Strohdache und vereinte Alle zu einer glücklichen Familie. Während der Vater seine Lehmtöpfe verfertigte, erzog die Mutter ihre acht Kinder mit weiser, treuer Liebe und führte den kleinen Haushalt mit solcher Sparsamkeit, daß sie niemals einen Heller Schulden hatten und noch mit manchen Hungernden ihr tägliches Brod theilen konnten. Oftmals pflegte sie zu sagen: „Es ist leichter Schulden zu machen, als sie zu bezahlen;" — oder — „Almosen geben hat noch Keinen gereut, denn dafür kehrt Gottes Segen in unsere Hütte ein."

Als Walburg's ältester Bruder herangewachsen war, trat er in österreichische Dienste; in der schönen Kaiserstadt erwirkte er bald einen guten Platz für seine Schwester und zwar in derselben Offiziersfamilie wo er als Fourierschütz diente. Walburga wurde gut, aber strenge gehalten; sie mußte viel arbeiten und durfte keine öffentlichen Belustigungen besuchen. Das kostete manchmal dem lebenslustigen, siebzehnjährigen Mädchen einige Thränen, besonders wenn sie zur Faschingszeit die lockenden Klänge der Tanzmusik ver-

nahm, oder an warmen Sommerabenden an Gärten vorüberging, wo eine fröhliche Gesellschaft beim Bier saß, während sich eine Citherspielerin, ein Harfenist oder auch ein Gebirgssänger hören ließ. In solchen Augenblicken erschien der jungen Walburga ihre Herrschaft als grausam; aber später sah sie freilich ein, wie gut sie es mit ihr gemeint hatte und sandte ihren Wohlthätern manch' dankbares Vaterunser ins Jenseits nach.

Nachdem sie eine Reihe von Jahren in diesem Hause gedient hatte, ward sie plötzlich eines Diebstahls von zwanzig Gulden beschuldigt. Obgleich sie ihre Unschuld auf's Heiligste betheuerte, und selbst ihre Herrschaft die Anklage als falsch betrachtete, wurde gefänglich eingezogen, und erst als die Nebenmagd, welche den Diebstahl begangen, vom Gewissen gequält, die Verläumdung eingestand, erhielt sie die Freiheit wieder und zugleich ein Geschenk im Werthe der entwendeten Summe, welche ihr aber seltsamer Weise wieder gestohlen wurde, ohne sie je zurückzuerhalten.

Doch es erwartete sie eine weit schwerere Prüfung. Eines Morgens bog sich der Bruder zum Fenster hinaus, um den Vogelkäfig zu putzen, verlor das Gleichgewicht und stürzte drei Stockwerke hoch auf die gepflasterte Straße hinunter. Walburga war Augenzeuge davon; mit einem gellenden Jammerschrei eilte sie zu dem Verunglückten und traf nur seine leblose Hülle. Welch schweren Kampf kostete es der

armen Walburga, sich in Gottes heiligen Willen zu fügen! wie traurig erschien ihr nun das Leben und wie mühsam kam ihr die Erfüllung ihres Berufes vor. Schweigend, oftmals mit Thränen im Auge, verrichtete sie die Arbeit, welche sie ehedem mit ihrem Bruder lachend und scherzend vollbracht hatte. Dennoch verblieb sie in diesem Hause, pflegte mit unermüdeter Treue das alte, kränkelnde, kinderlose Ehepaar, bis der Tod sie ablöste, und sie ihnen die Augen zugedrückt hatte.

Nun trat Walburga in den Dienst einer jungen Wittwe, deren einziges, kränkliches Kind ihrer Sorge anvertraut wurde. Während sie nun dasselbe Tag und Nacht wartete, stärkte sie der Gedanke, all' diese Pflege dem Jesuskinde zu leisten; daher fiel ihr kein Opfer zu schwer, denn die himmlische Liebe erleichtert und versüßt auch das Herbste. Es war eine lange und ausdauernde Pflege; doch die unermüdete Sorgfalt kräftigte die zarte Pflanze und nach neun Jahren war aus dem schwachen Kinde ein gesunder, blühender Knabe geworden. Walburga fing jedoch nunmehr selbst zu kränkeln an und zog sich in ihre Heimath zurück, obgleich die dankbare Mutter, welche die treue Kindsmagd als ein Glied ihrer Familie betrachtete und liebte, sie ungerne scheiden sah und gerne behalten hätte.

In ihrem heimathlichen Dorfe angelangt, miethete sie ein ärmliches Dachstübchen und kaufte sich von

ihrem kleinen Ersparniß ein altes Bett. Sobald sich ihre Gesundheit wieder einigermassen gestärkt hatte, nahm sie die erledigte Stelle einer Bötin an und war darin so pünktlich und eifrig, wie bei all ihren früheren Diensten. So brachte sie nicht nur Briefe und Pakete in die benachbarten Dörfer, sondern auch alle Arten von Lebensmitteln. Zugleich trieb sie einen kleinen Tauschhandel, besonders zur Allerseelen-Zeit, wo die Bauern für Wachsstöcke ihr gerne Schmalz, Flachs und Leinwand verabreichten, was sie dann wieder auf dem Markte verkaufte. Im Sommer stieg Walburga auch auf die Alpen, um den Sennerinnen Mehl zu bringen, wofür ein gutes Rahmmus sie erquickte und manche Gabe von Butter und Ziegenkäs ihr zu Theil wurde. Walburga ward allgemein beliebt und geschätzt, man sah sie überall gerne kommen und sie genoß jegliches Gute mit inbrünnstige Dankgebete. Sie war das Bild einer zufriedenen Armen, beneidete keinen Reichen, die, nach ihrer Ansicht, weit mehr Verantwortung haben, klagte niemals, obgleich sie ein so elendes Dachstübchen bewohnte, daß der Nordwind oftmals die Schneeflocken durch die Holzspalten trieb und ihr dürftiges Bett keine Wärme spendete, sie ging Tag für Tag in Hitze und Kälte unverdroßen ihrem mühsamen Geschäfte nach. Alle Zuhörer waren gerührt, als sie ihre Erzählung mit den Worten beschloß: „Ich bin nicht arm, denn ich habe ja eine gute Gesundheit.“ — Dabei öffnete

sie ihren Korb und langte einen großen Strauß von Alpenrosen und Edelweiß hervor, welchen sie von den Sennerinnen zum Geschenk erhalten hatte und vertheilte die Blumen unter die anwesende Gesellschaft, ohne eine Gegengabe dafür anzunehmen.

Nachdem Walburga ihre Erzählung auf so freundliche Weise geendet hatte, wurde der Hausbesitzer aufgefordert, nunmehr auch seine Lebensgeschichte zum Besten zu geben. Er war, durch die vorangegangenen Beispiele ermuntert, gerne dazu bereit und begann mit wahrer Selbstverläugnung deren Mittheilung.

Lebensgeschichte des Hausbesitzers.

Martin war einst der schönste und reichste Bauer der ganzen Umgegend. Nach einer glänzenden Hochzeit führte er seine hübsche, junge Frau auf das große väterliche Bauerngut, das vor allen in der Nachbarschaft hervorragte. Obgleich er mit vielen irdischen Glücksgütern gesegnet war, fühlte er sich doch immer unzufrieden und führte ein hochmüthiges, verschwenderisches Leben, während seine arme Frau viele Nächte durchweinte.

So waren mehrere trübe, wenn gleich scheinbar glückliche Jahre verflossen, als der Bauer in einer

Nacht plötzlich erwachte und sich in dicke Rauchwolken eingehüllt fühlte. Anfangs hielt er Alles für einen schweren Traum, aber bald entdeckte er einen heftigen Brandgeruch und vernahm ein unheimliches, immer lauter werdendes Knistern und Prasseln. Jetzt erst entsann er sich, bei seiner nächtlich späten Heimkehr vom Wirthshause die brennende Cigarre auf der Treppe verloren und, vom Weine berauscht, ihrer ganz vergessen zu haben. Von Angst erfüllt, riß er das Fenster auf, um nach Hilfe und Rettung zu rufen. Doch Niemand beeilte sich, dem geizigen Martin, der in seinem Reichthume arm an Freunden geblieben war, den ersehnten Liebesdienst zu erweisen. Nur Ignaz, ein armes Bäuerlein, legte eine Leiter an's Fenster und wagte sein Leben, denn bereits stand das Haus in helllichten Flammen. Sogar mitten in der drohenden Gefahr fühlte sich Martin tief beschämt von dieser Großmuth, und es sank wie Zentnerlast auf sein Herz, daß er vor Kurzem dem armen, kranken Nachbar die erbetene Suppe verweigert hatte. Kaum waren der Bauer und sein Weib die Leiter herabgestiegen, als diese vom Feuer ergriffen, zusammenstürzte und beinahe den Lebensretter getroffen hätte. Mit dem in Eile zusammengerafften Sacke voll Kronenthaler stand er nun verzweiflungsvoll vor seinem brennenden Hause, dessen Balken zusammenstürzten. Denn weit und breit befand sich kein anderes Wasser als ein tiefer Ziehbrunnen, der unmöglich hinreichte, um die

wüthend um sich greifenden Flammen zu bekämpfen. Mit starrem, zerstörrten Blicke, gleich einem Wahnsinnigen lief er vom brennenden Hause zum brennenden Stalle, wo die unrettbaren Thiere blöckten und brüllten, bis die Rauchwolken sie erstickten. Ein wilder Sturm schürte noch die Flammen, schleuderte brennende Balken auf die fruchtbeladenen Obstbäume und trieb die Funken sogar auf die goldgelben Getreidefelder, daß sie in ein weites Flammenmeer verwandelt waren.

Jetzt ergriff der gutherzige Nachbar den Arm des einst so stolzen, unbarmherzigen Reichen und führte denselben in sein hölzernes Haus, das ein Bild der Armuth darbot, aber nicht ein abstoßendes Bild, sondern das einer erbauenden, rührenden Armuth, wo Reinlichkeit und Ordnungssinn herrschte.

Kaum war der Unglückliche in die Stube getreten, als sein Blick auf ein altes, von der Zeit geschwärztes Oelbild fiel, das der Besitzer einst von einem Vetter, der ein Bilderhändler gewesen war, geerbt hatte. Obgleich das Gemälde nicht den geringsten künstlerischen Werth besaß, machte es doch auf den unglücklichen Martin einen tiefen Eindruck. Es stellte Jesus auf dem Oelberge dar, wie der Heiland in bitterer Angst rang, und Martin rief:

„O barmherziger Erlöser! auch meiner Sünden wegen hast Du gelitten und hast Dich verlassen, bis

zum Tode betrübt gefühlt! erbarme Dich meiner, o lieber Jesus!"

Jetzt schaute er mit namenlosem Schmerze zurück auf sein vergangenes Leben, das gleich düsteren Schattenbildern an seiner Seele vorüberzog. Wie oft hatten ihn vergebens die feierlichen Glockentöne an Sonn- und Festtagen zur Kirche geladen! umsonst waren alle die ernsten Ermahnungen zu Buße und Gebet, welche die heilige Fastenzeit an das Herz richtet, umsonst der Auferstehungsjubel und all die frohen Gesänge der Prozessionen bis zu ihm gedrungen — denn er wähnte es in seinem Stolze für unnöthig, daran im Gotteshause Theil zu nehmen, um Vergebung zu flehen, die heiligen Sakramente zu empfangen, um Gnade von Oben zu bitten und dem Urheber alles Guten zu danken. Jetzt aber ging ein Licht in seiner umnachteten Seele auf, und er faßte den Entschluß, zuerst den Sündenschutt von seinem Herzen zu entfernen, ehe er den Schutt der Brandstätte wegräumte und dann gleichsam in- und auswendig ein neues Haus zu errichten unter Anrufung der göttlichen Gnade.

Den ganzen übrigen Theil der Nacht vertiefte sich Martin in solche Gedanken und bei Tagesanbruch begab er sich zur Pfarrkirche, wo er ein Bekenntniß der Sünden seines ganzen Lebens ablegte. Vom göttlichen Himmelsbrode gestärkt, ging er dann zu seinen irdischen Geschäften.

Mittelst des Schadenersatzes der Brandversicherungskasse erhob sich bald wieder aus der Mitte seiner Gärten, Wiesen und Felder ein neues, aber sehr bescheidenes Bauernhaus. Auf diesem ruhte sichtbar Gottes Segen, denn der Friede und die Wohlthätigkeit walteten darin. Nach Verlauf eines Jahres ward ihm auch sein sehnlichster Wunsch erfüllt durch die Geburt eines Knaben, welcher vom armen Ignaz über die Taufe gehoben wurde. Dieser Knabe gedieh und ward die Freude seiner Eltern; er reifte zum kräftigen Jünglinge, und als er dreißig Jahre zählte, brach ein schöner Freudentag für die ergrauten Eltern an. Schon beim früheſten Morgenlichte prangte das Haus im Festschmucke; Kränze, Tannenzweige und bunte Inschriften zierten die Thüre, durch welche Ignaz am selben Tage sein tugendsames, neuvermähltes Weibchen den Eltern entgegenführte. Ein stattliches Hochzeitmahl prangte auf dem Tische und die fröhlichen Nachbarn theilten die Freude.

Aber das wechselnde Glück des Lebens zeigte auch hier seine Unbeständigkeit. Nach zehn Monaten ward das Dorf vom Typhus heimgesucht; die gesündesten Inwohner fielen schon nach wenigen Tagen als Opfer dieser Krankheit und darunter befanden sich auch die beiden jungen Eheleute.

Neben diesem Sterbebette lag süß schlummernd in der Wiege ein Kindlein, das erst sechs Lebenstage zählte. Wie ergreifend war es, als die Eltern ihm

den Segen ertheilten und den armen Kleinen in die großelterliche Liebe empfahlen. Herzzerreißend war auch der Schmerz der beiden Alten, als sie sich vom einzigen Sohne und ihrer wie das eigene Kind geliebten Schwiegertochter trennen mußten. Anfangs schien dieses schwere Kreuz ihre Kräfte zu übersteigen, da flehten sie vertrauensvoll um den göttlichen Beistand, damit sie dasselbe in stiller Ergebenheit bis zum Grabe zu tragen vermöchten; aber sie blickten auch mit heißen Dankesthränen auf den kleineu Vinzenz, gleichsam ein Blümlein, das aus dem Grabe sproßte. Dieser entwickelte sich anmuthig und zeigte schon bald den Trieb zur Barmherzigkeit, welcher auch sorgfältig genährt wurde. Gewöhnlich brachte Vinzenz den Bedürftigen das Almosen eigenhändig, und als einmal die Großmutter ein Betttuch zur Armengabe herrichtete, deutete er mit den kleinen Händen auf das zusammengeschichtete Linnenzeug, welches zum Ausbessern auf dem Tische lag und rief:

„Nicht genug, Großmutter! noch mehr! noch mehr!“ —

Wie wohlgefällig mag sein heiliger Namenspatron, dessen ganzes Erdenleben eine Reihe von Werken der Barmherzigkeit gewesen war, auf den kleinen Vinzenz herabgeblickt haben!

Als der alte Bauer eben seine Erzählung beschloß, sprang sein blondlockiger Enkel, dessen Wangen lieblich blühten und dessen Augen dem Vergißmein-

nichte glichen, mit der frohen Botschaft herein, daß sich ein herrlicher Regenbogen gerade über das Haus herabneige. Die ganze Gesellschaft eilte hinaus, und Allen war es in diesem Augenblicke, als vernähmen sie die göttlichen Worte:

„Ich will einen Bund schließen zwischen mir und der Erde. Wenn ich Wolken darüber hinführe, soll man darin diesen Bogen erblicken, und ich werde des Bundes gedenken zwischen mir und euch.“

Ja, Gott hatte auch mit diesem Hause, sowie mit allen Unglücklichen einen Bund geschlossen und die Wolken der Leiden wurden verklärt durch den Regenbogen der Gnade.

* *
*

Die Gesellschaft traf nunmehr Anstalten zum Aufbruche, dankte herzlich für die genossene Gastfreundschaft und noch mehr, für die so bereitwillig mitgetheilten Erzählungen der Lebensereignisse. Die Gewitterflüchtlinge hatten sich dieselben nur zum Zeitvertreibe erbeten, aber weit mehr als diesen gefunden; denn sie waren von den freudigen Kreuzträgern wahrhaft erbaut worden.

Am tiefsten aber fühlte Johanna den Segen dieser einfachen Erzählungen, und als sie mit der Gesellschaft in's Freie trat, erschien ihr die Natur wie

das Vaterauge Gottes, das mit seinem Troste in das leidende Herz hineinlächelt. Die ganze Schöpfung glänzte im Lustgewande; in frischem Grase zirpten die Heimchen, Schmetterlinge umflatterten die Blumen, auf den Halmen lagen die im Sonnenscheine glitzernden Tropfen und die frohe Schaar der buntbefiederten Waldsänger zwitscherten zur Ehre ihres Schöpfers. Die feuchten Blüthenkelche sandten ihre süßen Wohlgerüche und die Tannen ihre würzigen Düfte als Weihrauch gen Himmel empor und auch die stillen Wanderer dankten und priesen Gott aus dem Herzensgrunde für alle Wohlthaten, welche er ihnen durch dieses Gewitter gespendet hatte. Innig flehten sie zum Allbarmherzigen um die Gnade, daß auch ihnen fernerhin jedes Kreuz als Himmelsstufe dienen möchte.

Zwei Schwägerinnen.

das Vaterauge Gottes, das mit seinem Troste in das lechzende Herz hineinschaute. Die ganze Schöpfung glänzte im Festgewande; im frischen Grase zirpten die Heimchen, Schmetterlinge umflatterten die Blumen, auf den Halmen lagen die im Sonnenscheine glitzernden Tropfen und die frohe Schaar der buntbefiederten Waldsänger zwitscherten zur Ehre ihres Schöpfers. Die feuchten Blüthenkelche sandten ihre süßen Wohlgerüche und die Tannen ihre würzigen Düfte als Weihrauch gen Himmel empor und auch die stillen Wanderer [illegible] Herzensgrunde für alle Wohlthaten, welche er ihnen durch dieses Gewitter gespendet hatte. Innig flehten sie zum Allbarmherzigen um die Gnade, daß auch ihnen fernerhin jedes Kreuz als Himmelsstufe dienen möchte.

Es war ein trüber Märzmorgen, als in früher Stunde eine Fürstin ihr Schlafgemach verließ und im anstoßenden Zimmer auf ihrem Schreibtische eine kaum entfaltete, von Blättern umkränzte Passionsblume gewahrte — eine zarte Aufmerksamkeit ihrer treuen Kammerfrau. Der Anblick dieser Trauerblume mahnte die Fürstin lebhaft an die bittern Leiden unseres Heilandes, der freiwillig für uns arme Sünder so schauerliche Pein erlitten, damit wir, auf seine Gnade gestützt, das Himmelreich zu erringen vermöchten.

„Und wir versagten dem Allliebenden unsere Gegenliebe, trügen dem göttlichen Kreuzträger unser Erdenkreuz ungeduldig nach und wollten uns weigern, wenn das himmlische Osterlamm von uns Opfer, ja große Opfer fordert!“ —

So sprach die Fürstin zu sich selbst, indeß eine schwere Thräne in den Blüthenkelch träufelte.

In diesem Augenblicke durchbrach ein freundlicher Sonnenstrahl das finstere Gewölke und drang durch die geöffneten Fensterscheiben hindurch, um gleichsam

die einsame Trauerblume heimzusuchen und mit seinem Lichte zu erfreuen und zu erwärmen.

Wenn uns schon die Passionsblume durch einen einzigen Strahl der Erdensonne so verklärt erscheint, wie leuchtend mag erst vor dem göttlichen Auge eine Seele sein, deren Leidensnacht die Liebe erhellt!

Die Fürstin war noch in diese Betrachtungen vertieft, als eine Arme angemeldet wurde, die derselben, als bekannte Blumenfreundin — den ersten Veilchenstrauß überreichen wollte.

Nach wenigen Augenblicken trat mit dem schönen Gruße „Gelobt sei Jesus Christus“ — eine bereits ergraute Person ein, in welcher die Fürstin augenblicklich die treue Magd des Herrn erkannte. Ihr einfacher, äußerst reinlicher Anzug bestand in einem Katunkleide, baumwollenem Halstuche, blauer Schürze und der Kopf war mit einem weißen Tuche umschlungen. Die Arme hatte ein sehr einnehmendes, regelmäßig geformtes Gesicht. Statt der längst entschwundenen Jugendfrische war auf demselben das mühsame Leben der Arbeit, überwundene Prüfungen und ein ehrwürdiges Alter ausgedrückt. Ihr Mund, noch mit blendend weißen Zähnen geziert, hatte einen äußerst gutmüthigen Ausdruck und in den blauen Augen, welche gewiß schon viele heiße Thränen vergossen, spiegelte sich ein himmlischer Seelenfrieden. Ihre Sprache war gewählter, als jene der Landleute, und besaß die Ein=

fachheit, welche stets den Eindruck der Wahrheit verleiht.

Während die Fürstin mit freundlich dankenden Worten für die Frühlungsblumen einen blanken Gulden darreichte, wurde sie von dem außergewöhnlich beglückten Ausdrucke der Empfängerin überrascht und vermochte die Frage nicht zu unterdrückten, wozu sie das Geld bestimmt habe? Die Arme betrachtete das Guldenstück mit innerer Freude und entgegnete:

„Morgen ist der Namenstag meiner Schwägerin, welche krank darnieder liegt. Nun kann ich ihr ein Leintuch kaufen. Sie besitzt nur zwei und das Eine ist durch den vielen Gebrauch so dünn, daß es kaum mehr das Waschen aushält. O, wie wird sie sich darüber freuen!“ —

„Ist Deine Schwägerin schon lange krank?“ forschte die Fürstin weiter.

Die Freude wechselte sogleich mit einem kummervollen Ausdrucke, als die Arme antwortete:

„Sie liegt nun schon seit vielen Jahren an den heftigsten Gliederschmerzen darnieder.“

„Und wer pflegt sie?“

„Ich!“ sagte einfach die Blumensammlerin und fügte dann bei: „Wenn ich außerhalb des Hauses beschäftigt bin, dann besuchen sie die Nachbarn dienstfertig. Doch in diesen Tagen hat sie ihre beiden Töchter bei sich. Als sie erfuhren, daß die Mutter immer schwächer und schwächer werde, baten sie ihre

Dienstherrschaften, welche mit ihnen zufrieden sind, um die Erlaubniß, nach der Mutter zu sehen, was ihnen gerne gestattet wurde. Die guten Mädchen verkauften ihre Festtagskleider, brachten den ersparten Nothpfennig, um der kranken Mutter kräftige Suppen bereiten zu können, und das thut ihr nun sichtlich wohl."

„Wer sorgt denn gewöhnlich für den Unterhalt der Kranken?" frug theilnehmend die Fürstin.

„Ihre Töchter schicken all' ihren Lohn, und dann hat mir der liebe Gott gesunde Augen und genug körperliche Kraft gegeben, um bald da und dort etwas zu verdienen, so, daß es uns noch nie an täglichem Brod fehlte." —

Die Einfachheit, mit welcher diese Arme von ihrer treuen Hilfeleistung sprach, rührte die Fürstin, und sie sagte:

„Es muß Deinem Herzen zur großen Freude und Beruhigung gereichen, Deiner Schwägerin solch eine Stütze sein zu können?"

„Ach!" — entgegnete sie erröthend, und die Dankbarkeit leuchtete in den alten Augen, — „wie gering ist, was ich thue, im Vergleich mit dem großen Liebesdienst, welchen sie mir erwiesen, denn sie lehrte mich meine Pflichten lieben."

„Aber wie vermochte dies die Kranke?"

Die Arme seufzte, wie von schweren Erinnernngen belastet und sagte:

„Wenn ich Ihre Geduld nicht ermüde, will ich es gerne erzählen. Aber da muß ich bei meinen eigenen Kinderjahren beginnen.“

„Erzähle!“ ermuthigte die Fürstin. „Wie könnte mich eine derartige Mittheilung langweilen. Nein, im Gegentheile, ich bitte Dich, erzähle es mir ausführlich, während ich Dich zu Deiner Schwägerin begleite, um selbst nach ihr zu sehen und die Leidende kennen zu lernen.“

Nach kurzer Zeit befanden sich die Beiden auf einem schmalen Fußpfade, der theilweise durch bereits grünende, mit Gänseblümchen gezierte Wiesen, dann auch neben jungen, von Thau blitzenden Saatfeldern entlang, führte. Während ein murmelndes Bächlein vorüber eilte und die Lerchen ihre Morgenhymnen sangen, erzählte die Alte:

„Ich hatte schon in meinem sechsten Jahre die Mutter verloren. Mein Vater war ein wohlhabender Bauer und wollte mir eine gute Erziehung geben lassen; deßhalb schickte er mich in die nächste, große Stadt, wo ein Institut war. Dort lernte ich neben dem Nothwendigen viel Unnöthiges, was ich freilich damals nicht einsah. Als ich heranwuchs, sehnte ich mich in's Vaterhaus zurück, um mein Erlerntes auszukramen und Lob einzuärnten, denn ich war nicht wenig stolz darauf und meinte, Alles werde mich anstaunen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

Noch hatte ich meinen achtzehnten Geburtstag, wo ich heimkehren sollte, nicht erreicht, als eines Morgens mein Bruder ganz unerwartet in die Stadt kam und mich eilig zu sprechen verlangte. Ich erschrack nicht wenig über seine Trauerkleider und noch mehr über sein todtbleiches Gesicht, und doch ahnte ich noch nicht, was ich in wenigen Minuten erfahren sollte. Er redete mich mit zitternder Stimme an:

„Gott steh Dir bei, arme Brigitta, daß Du die große Prüfung, welche ich Dir mitzutheilen habe, zu tragen vermagst. Unser guter Vater hatte vor längerer Zeit für einen Anverwandten gutgestanden, damit er ein Gewerbe beginnen könne. Als nun derselbe, Gott gebe ihm die ewige Ruh! — vor einigen Wochen todt im Bette gefunden wurde, kamen die Gläubiger zu uns und verlangten vom Vater die Bezahlung der großen, hinterlassenen Schuld. Er gestand offen, daß er in diesem Augenblicke, wo er Hagelschaden und noch andere Unglücksfälle erlitten hatte, außer Stand sei, das Geld zu bezahlen und bat um eine längere Frist. Aber die Gläubiger verweigerten einstimmig den erbetenen Aufschub und so mußte unser alter Vater die peinliche Auspfändung erleben. Dann verließ er, so arm wie ein Bettler, das schöne, vom Urgroßvater angelegte Gut, wo er sein Leben zu beschließen gehofft hatte. Umsonst baten wir ihn, mit uns das kleine Haus, welches mir meine Frau zugebracht hatte, zu bewohnen; er nahm den Wander-

stab und zog in die Fremde, wo er eine niedere Stelle annahm, um mit seinen eigenen Händen den nöthigen Unterhalt zu erwerben. Doch der Gram nagte an seiner Gesundheit, daß er nach wenig Tagen in ein hitziges Fieber verfiel. Er verlangte selbst nach den heiligen Sterbesakramenten und nach Empfang derselben rief er noch öfters: „Arme Brigitta! ich kann Dir nichts hinterlassen, als meinen väterlichen Segen! möge er Dir Glück bringen!" Bald darauf redete er irre und erlag nach einem schweren Todeskampfe."

Der Bruder schwieg eine Weile, er konnte vor Schluchzen nicht weiter reden. Dann ergriff er meine Hand und sagte:

„Komm' zu uns, arme Brigitta. Wir haben nicht viel, aber theile mit uns das Wenige, Freud' und Leid, wie es Gott schickt. In meiner kranken Frau wirst Du eine gute Schwester finden; ich bitte Dich pflege sie mit mir und unterstütze sie in Führung des kleinen Hauswesens."

Ich konnte eine Zeit lang die Nachricht nicht fassen, war wie versteinert, zitterte an allen Gliedern und erst nach einer Weile fand ich in einem Thränenstrome Erleichterung.

Nachdem ich von der Institutsvorsteherin und allen Zöglingen Abschied genommen hatte, folgte ich schweigend meinem Bruder. Wir schritten auf der staubigen, einförmigen Landstraße dahin, und ich betrachtete

traurig im Vorübergehen manch dürren Grashalm, die nach Regen schmachtenden Wiesen und dachte dabei an alle meine getäuschten Hoffnungen. Nach einer langen, ermüdenden Tagreise erreichten wir das kleine Bauernhaus, nun meine einzige Zufluchtsstätte. Meine leidende Schwägerin nahm mich auf's Liebreichste auf und überließ mich in den ersten Tagen meinem Schmerze. Auf ihr freundliches Zureden trat ich dann meine neuen Berufspflichten, die mir unerträglich schienen, mit Widerwillen an.

Wenn ich im Waschzuber die schaumige Seife sah, dann wünschte ich mir feine Stickwolle; wenn ich Erbsen oder Linsen auslas, dachte ich sehnsüchtig an bunte Perlen. Anstatt in der Küche die einfache Mahlzeit zu kochen, hätte ich lieber auf dem Klavier gespielt und so verbrannte während meines nutzlosen Träumens manche Speise, oder ich versalzte die Suppe. Auch beim Flicken der alten Wäsche stellte ich mich ungeschickt an, und es quälte mich der Wunsch, unterhaltende Bücher zu lesen. Beim Kühmelken sagte ich Stellen aus Schillers Gedichten her, während oftmals der Milchkübel überfloß. Doch am widrigsten war mir das Reinigen von Haus, Hof und Stall. Den Kehrbesen in der Hand, sehnte ich mich nach fröhlichen Spaziergängen und Tanzstunden, wie es im Institute gebräuchlich gewesen war.

Meine Schwägerin behandelte mich mit Nachsicht und Mitleid, sie gab mir niemals ein rauhes Wort;

aber ungeachtet ihrer Geduld ward meine Seele von Tag zu Tag bitterer, ja sie litt an einer peinlichen Gelbsucht, der sie fast unterlegen wäre.

In diesem Zustande fand ich an einem mir unvergeßlichen Gründonnerstage meine Schwägerin, welche an diesem Morgen ihre österliche Andacht verrichtet hatte, im inbrünstigen Gebete versunken, während ihre Gesichtzüge einen großen Schmerz ausdrückten, häufige Thränen aus den Augen floßen und den Rosenkranz benetzten. Ich war darüber besorgt und sagte zu ihr:

„Du scheinst heute arge Schmerzen zu leiden und benützest die beste Zeit, wo unser lieber Heiland bei Dir wohnt, ihn um Befreiung von Deinen Leiden anzuflehen.“

„Nein,“ erwiederte sie sanft, ich weine nicht wegen meiner Gliederschmerzen, auch bitte ich nicht um Befreiung von denselben, sondern daß mich der barmherzige Gott das Werkzeug sein lasse, damit Du nicht so unglücklich bist und Deinen Beruf lieben lernst; das ist mein alleiniges Gebet.“ —

Diese Worte drangen plötzlich in mein Herz. Lautlos fiel ich meiner Schwägerin um den Hals und vermengte meine Thränen mit den ihrigen. Dann knieete ich neben ihrem Schmerzenslager nieder, und nachdem wir gemeinsam die lieben Heiligen um ihre Fürbitte angerufen hatten, beteten wir zu unserem allerbarmenden Erlöser, der ja einstmal gesprochen:

„Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; mein Joch ist süß, und meine Bürde ist leicht." — Ganz getröstet stand ich von diesem Gebete auf und nahm beim kommenden Osterfeste meine Zuflucht zu den heiligen Sakramenten, damit ich, von Sünde gereinigt, ein neues Leben beginnen konnte. Als ich auf dem Heimwege von der Kirche die Frühlingslnft einathmete, und die Vögel zum Ostergeläute sangen, war es mir so wohl zu Muthe, ja, ich fühlte mich so glücklich, daß mir folgende Worte einer Festpredigt einfielen: „Jeder Mensch ist zum Glücke bestimmt, denn das wahre Glück besteht darin, mit dem höchsten Wesen, mit Gott selbst, vereinigt zu sein."

Nachdem meine Schwägerin erfahren hatte, wie mir's um's Herz war, weinte sie jetzt Freudenthränen statt der früher vergossenen Leidenszähren und freute sich dermassen über mein Glück, daß sie hierüber die eigenen Schmerzen vergaß. Sie machte es sich nun zur Herzensaufgabe, mir guten Rath zu ertheilen, und durch ihr eigenes Beispiel mich in allen Verrichtungen geschickter zu machen.

Mein Tagewerk erschien mir nun ganz anders, und ich bereute es, so viele Zeit für die Ewigkeit verloren zu haben. Gerne hätte ich allen meinen Standesgenossen zugerufen: „Gott bewahre Euch vor einer Erziehung, die nicht für Eure Verhältnisse taugt. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, was

man dadurch leidet und wie viele Lebensjahre man verliert."

Nun war für uns eine schöne friedliche Zeit angebrochen, wofür ich dem guten Gott nie genug danken kann. Doch in Bälde schickte er uns eine neue Prüfung.

An einem naßkalten Oktobertage saß ich spinnend am Bette meiner leidenden Schwägerin, als sich plötzlich die Thüre mit vielem Geräusche öffnete, und ein Nachbar mit einem zerstörten Gesichte hereinsah.

„Was ist geschehen?" fragten wir wie aus einem Munde. „Ist meinem Manne ein Unglück widerfahren?" setzte die arme Kranke hinzu, indem sie ihre forschenden Blicke auf den Hereintretenden heftete.

Ein tiefer Seufzer des Nachbars war die stumme bejahende Antwort; aber sie sagte genug, denn fast im gleichen Augenblicke brachte ein anderer Nachbar mit Hilfe seines Sohnes den Leichnam ihres Lebensgefährten in die Krankenstube.

Die Kranke blickte auf den entseelten Leichnam und rief:

„O barmherziger Gott! ist denn keine Rettung mehr möglich?" —

„Keine! vergebens wurden alle Mittel angewendet" — war die trostlose Antwort.

Da versuchte es die Wittwe, deren farblose Lippen sich zu keiner Klage öffneten, das Bett zu verlassen, um die erloschenen Augen ihres Mannes liebevoll zu

schließen, nochmal seine erkaltetete Hand in die ihrige zu drücken; aber ihre Anstrengungen blieben vergebens und ganz ermattet sank sie zurück, faltete die Hände zum Gebete und brachte Gott unter heißen Thränen dieses Opfer.

Endlich erfuhren wir vom Nachbar, wie sich dieses schreckliche Ereigniß zugetragen. Dieser war auf seinem Weinberg beschäftigt gewesen und schaute ausruhend in's Thal hinab, wo er meinen Bruder am Ufer des großen See's erblickte. Er war schon früh Morgens hinausgegangen, um die alte, vom Blitz getroffene Eiche zu fällen. Während seiner heißen mühsamen Arbeit kam ein Knabe an's Wasser, um eine schöne, etwas weit vom Ufer entfernte Wasserrose zu pflücken. In diesem Augenblicke stürzte die Eiche krachend zusammen, der Knabe erschrack, glitt auf dem schlüpfrigen Gesteine aus, und fiel mit einem durchdringenden Angstschrei in den dunkelgrünen See hinunter. Schnell warf mein Bruder Alles von sich und sprang in das eiskalte Wasser, um das Kind zu zu retten, während noch die Schweißtropfen auf seiner glühenden Stirne standen. Schon hatte er den Knaben, welcher sich ängstlich an ihn klammerte, erfaßt, und näherte sich dem Ufer, als er vom Schlage getroffen untersank. Der Nachbar sah dieses vom Weinberg aus und stürzte sogleich zur Hilfe herbei. In wenig Minuten umstand eine Menschenmenge das Ufer und Alle waren bestrebt die Unglücklichen zu

retten. Erst nach langem Suchen fanden sie zwei umschlungene Leichen.

„Herr, Dein Wille geschehe!“ schluchzte die arme Wittwe, als sie diese Begebenheit erfahren. Es gereichte ihr zum Troste, daß ihr Mann in Ausübung eines so guten Werkes starb, und daß ihre eigene Krankheit ihr Hoffnung gab, bald wieder mit ihm vereint zu werden.“

Brigitta schwieg eine Weile und schien ein Vaterunser für den Bruder zu beten, denn ihre Lippen bewegten sich. Die Fürstin wollte dieses Gebet nicht unterbrechen; endlich fragte sie theilnehmend:

„Und ward es Dir beim Anblicke Deiner kranken Schwägerin nicht doppelt schwer um's Herz, wie es Dir möglich würde, sie vor gänzlichem Mangel zu schützen?“

Brigitte antwortete:

„Ich vermag Ihnen nicht mit Worten zu schildern, was ich Anfangs gelitten habe; ich verzagte beinahe, meine Obliegenheiten erfüllen zu können. In dieser drückenden Angst rief ich die Fürbitte des heiligen Josephs, als Nährvater unseres Heilandes an, warf meine Sorge auf den Herrn, und so versuchte ich mit seinem göttlichen Beistande auch meine vermehrten Pflichten treulich zu erfüllen. Da ich wohl einsah, daß mein bisheriger kleiner Verdienst durch Nähen, Stricken und Spinnen nicht ausreichte, besann ich mich auf einen neuen Erwerbszweig.“

„Und welchen erwähltest Du nun?“ frug die Fürstin eben so theilnehmend, als auch von Neugierde angeregt.

Brigitte erzählte: „Zuerst wickelte und verfertigte ich elastische Ballen; eine wohlthätige Kaufmannsfrau schenkte mir dazu vielfarbige Wollenstücke und nöthige Roßhaar. Als die heilige Weihnachtszeit herannahte, suchte ich Moos für die Krippen, verfertigte viele Dutzende Lebkuchen, wozu ich den Honig aus unsern Bienenkörben verwendete, vergoldete die Nüsse unseres alten Baums und schnitt mannigfaltige Papierblumen aus, mit denen ich viele kleine Tannenbäume zum Christmarkt verzierte.

So kam die heilige, liebe Christnacht heran. Wie dauerte mich meine Schwägerin, daß sie auf dem Krankenbette liegen mußte, während ich zur heiligen Mette ging, und mein Herz voll Dank und Rührung für alle uns erwiesenen Gnaden überfloß.

Unglaublich schnell verstrich für uns die rauhe Winterszeit. Wir litten nichts von der strengen Kälte; täglich brannte ein Feuer in unserem kleinen Kochofen, denn ich fand so viel dürres Holz im nahen Walde, daß wir kein Geld dafür ausgeben mußten. Beim Herannahen des Frühlings suchte ich die ersten Schneeglöckchen für Blumenfreunde, und dann ließ Gott noch viele andere, schöne, willkommene Blumen wachsen, die ich täglich zu Sträußen band. Der Mai war besonders einträglich. Da begab ich mich schon bei

Tagesanbruch in's nahgelegene Gehölze und pflückte die duftenden Maiglöckchen, welche allen Menschen willkommen sind. Auf dem Markte verkaufte ich ganze Körbe voll Feldsalat, Brunnenkresse, Hopfen, Erdbeeren, Waldkirschen, Heidelbeeren, Haselnüsse, kurz Alles, was uns Gott in der Natur unentgeltlich spendet und damit den Armen das tägliche Almosen verabreicht. Auch der Apotheker gewährte mir einen Verdienst. Ich lieferte an denselben eine Menge von Schafgarben, Kamillen, Wollblumen und die verschiedensten Arzneikräuter. Mit besonderer Vorliebe sammelte ich das Tausendguldenkraut, wobei ich stets dachte: „Wie könnte ich mich glücklicher fühlen beim Aufhäufen von tausend Gulden, als ich es, Gott sei Dank! beim Aufhäufen sämmtlicher Heilkräuter bin, welche den Menschen Gesundheit bringen — mehr werth, als alles Geld und wovon jegliches mir zuzuflüstern scheint: „Gott liebt Dich! liebe auch ihn! —"

Da ich mich im Hochsommer auch noch bei der Aernte verdinge, so geht mir die Arbeit nicht aus; bald habe ich Getreide zu schneiden, bald Kartoffeln auszugraben; aber das liebste ist mir die Weinlese, worauf ich mich das ganze Jahr über freue. Da geht es immer lustig her, viele Bekannte aus meinen Jugendjahren kommen zusammen, und am Schlusse des Festes erhalte ich stets einen Korb voller Trauben, welche meiner Schwägerin zur Labung gereichen.

Aber beinahe hätte ich einen Erwerbszweig vergessen, der mir schon manchen Marienzwanziger eintrug. Im Frühling suche ich nämlich die kleinen Singvögel auf, welche aus den Nestern fallen, und richte junge Staaren ab, allerlei Worte zu sprechen, was die Kranke unterhält, daß sie oft herzlich darüber lacht.

So verging ein Jahr um's andere, während wir zwei Schwägerinnen einander immer schwesterlicher lieben lernten." —

Jetzt näherten sich die Beiden dem Ziele der langen Wanderung; eine niedere Lehmhütte war erreicht. Ein knospender Hollunderstrauch lehnte sich an dieselbe, und ein hundertjähriger Nußbaum ragte hoch über das Dach empor. Um zur Hausthüre zu gelangen, mußte man durch ein sorgfältig angebautes Gärtchen gehen. Hat nicht der Anblick eines solch' kleinen, vieltragendeu Gartens etwas Beschämendes für uns, die wir den Garten der Seele, welcher so herrliche Tugendblumen und so köstliche Früchte der Thaten hervorbringen könnte, oftmals vernachlässigen und gleichsam das anvertraute Talent nutzlos vergraben?

Es läutete eben zum englischen Gruße, und die Fürstin blieb stehen, um keine Störung zu verursachen, während sie durch die geöffnete Thüre die Krankenstube überschaute. Der reingescheuerte Boden, die wohlgeordneten Hausgeräthe gewährten einen freundlichen Anblick und machten einen heim-

lichen Eindruck. Die weißgetünchte Wand wurde von einem alten Kruzifixe geschmückt; neben der Thüre hing ein irdener Weihbrunnkessel und ein Palmzweig bog sich darüber. Auf dem breiten Fenstergesimse erblickte man zwischen Nelkenstöcken, um welche emsige Bienen sumsten, einige Käfige, von buntbefiederten Sängern bewohnt. Während dieselben heitere Frühlingslieder anstimmten, rief ein Staar zu wiederholten Malen: „Guten Morgen! guten Morgen!" —

Aber wie ergreifend war es, die bleiche Kranke auf ihrem dürftigen Schmerzenslager zu betrachten; sie sah wahrlich schon wie eine Heilige aus.

Sobald die Glocken verstummten, näherte sich die Fürstin der Leidenden, welche über den Besuch große Freude zeigte. Die Fürstin begrüßte sie mit folgenden Worten, indem sie sich neben das Krankenbett niedersetzte:

„Ich kenne Euch bereits durch Eure Schwägerin, welche Euch mit so dankbarer Liebe zugethan ist."

Die Kranke richtete ihre freundlichen Blicke auf Brigitta und entgegnete:

„O, sie pflegt mich mit so viel Sorgfalt, Selbstverläugnung und Aufopferung, daß es eine barmherzige Schwester nicht besser thun könnte."

„Ihr seid, wie ich höre, schon seit vielen Jahren schwer heimgesucht, arme Frau?"

Es lag ein rührend ergebener Ausdruck in dem Gesichte der Wittwe, als sie antwortete:

„Ich habe freilich oftmals arge Schmerzen; aber es ist gut, daß ich für Den etwas leiden darf, der für mich so viel auf dem Oelberge, dem Kreuzwege und am Holze des Kreuzes selber gelitten hat, und dazwischen sendet er mir in seiner Barmherzigkeit auch wieder Linderung."

„Hattet Ihr nie mit Ungeduld zu kämpfen?" frug die Fürstin.

„Ja, ja!" seufzte die Kranke. „Mich marterte während der ersten Zeit meines Leidens eine große Ungeduld, und ich dachte, in die Länge meine Schmerzen nicht aushalten zu können. Während dem kamen fromme Väter aus dem Kapuziner-Orden in diese Gegend, um eine Mission abzuhalten. Diese eifrigen Priester besuchten alle Kranken, welche nicht in's Haus Gottes kommen konnten, und spendeten ihnen die Sakramente. Auch zu mir kam ein ehrwürdiger Greis dieses Ordens, vor dem ich meine sorgenschwere Seele ausschüttete, und mich der Ungeduld anklagte. Nachdem mich der mitleidige Priester theilnehmend angehört hatte, erzählte er mir die Legende der heiligen Lidwina und ermahnte mich, deren Beispiel nachzuahmen. Von dieser Stunde an ward es mir leichter um's Herz, und wenn ich auch hin und wieder vom Kleinmuthe überfallen wurde, gelang es

mir doch bald, denselben mit Gottes Hilfe zu überwinden."

Die Fürstin bat nun die fromme Dulderin, ihr die Geschichte der heiligen Lidwina zu erzählen, und dieselbe that es mit Freuden auf ihre einfache Weise:

„Zu Schiedam, einem kleinen Dorfe in Holland, wurde Lidwina von einer gottesfürchtigen Mutter geboren. Sie hegte von frühester Jugend an ein großes Vertrauen zur heiligen Jungfrau und befließ sich eines frommen Lebenswandels. Bald wurde Lidwina von einer schweren Krankheit heimgesucht; sie konnte keine Nahrung zu sich nehmen, hatte Tag und Nacht keine Ruhe und vermochte kaum ihre empfindliche Natur zu überwinden. Da wurde der Kranken von ihrem Beichtvater angerathen, Trost in der Betrachtung des bittern Leidens Jesu zu suchen. Sie gehorchte in der Einfalt ihres Herzens und fand in dieser frommen Uebung bald so viel Stärkung, daß sie sich Tag und Nacht damit beschäftigte und die Betrachtung in die canonischen Zeiten eintheilte. Dies machte sie so geduldig und ergeben, daß sie nicht mehr um Befreiung von ihrem Leiden flehte, sondern vielmehr Gott dafür dankte.

Lidwina liebte den Erlöser mit einer heiligen Liebesgluth und nährte dieselbe durch den oftmaligen Empfang der heiligen Sakramente. Wenn sie von der Güte und Erbarmung Gottes sprach, geschah es mit solcher Innigkeit, daß hiebei die verstocktesten

Sünder nicht unbewegt blieben. Sie war aber auch barmherzig gegen die Armen und vertheilte Alles, was sie nicht zum nöthigsten Lebensunterhalte brauchte, unter dieselben.

Nach einer achtunddreißigjährigen Krankheit, wovon sieben Jahre so schwer waren, daß sie weder den Kopf noch die rechte Hand rühren konnte, wurde sie in ihre himmlische Heimath abgerufen. Nach ihrem Tode wurde ihr Krankenzimmer in eine Kapelle umgewandelt."

Die kranke Wittwe fügte dieser Erzählung bei: „Ach wäre ich doch so glücklich, der heiligen Lidwina im Leiden ähnlich zu sein und einstens Jenseits mit derselben am Throne Gottes vereint zu werden!" —

Da die Kranke von dieser langen Erzählung sehr erschöpft aussah, verließ die Fürstin sie in Bälde und versprach, in wenig Tagen wieder zu kommen und es klang ihr noch ein herzliches „Vergelt's Gott!" nach.

Die Fürstin hatte erst wenige Schritte zurückgelegt, als sie sich umwandte und lange die friedliche Hütte betrachtete. Ein blauer, wolkenloser Himmel wölbte sich darüber, während die Sonne ihre wärmsten Frühlingsstrahlen herabsendete. Sie sprach leise für sich:

„O, wie viel können wir von würdigen Armen lernen! Wir geben ihnen ein kleines Almosen und

empfangen von denselben innige Segenswünsche, fromme Gebete und ein auferbauendes Beispiel. Würden wir doch Alle ebenso treu, wie diese beiden Schwägerinnen unsere Berufspflichten erfüllen, wie schön wäre schon das Erdenleben, ja, ein wahrer Vorgenuß des Himmels."

Nach einer achtunddreißigjährigen Krankheit, wo-
von sieben Jahre so schwer waren, daß sie weder den Kopf noch die rechte Hand rühren konnte, wurde sie in ihre himmlische Heimath abgerufen. Nach ihrem Tode wurde ihr Krankenzimmer in eine Kapelle umgewandelt.“

Die kranke Wittwe fügte dieser Erzählung bei: „Ach wäre ich doch so glücklich, der heiligen Lidwina im Leiden ähnlich zu sein, und einstens Jenseits mit derselben am Throne Gottes vereint zu werden!“ —

Da die Kranke von dieser langen Erzählung sehr erschöpft aussah, verließ die Fürstin sie in Stille und versprach, in wenig Tagen wieder zu kommen, und es klang ihr noch ein herzliches „Vergelt's Gott!“ nach.

Die Fürstin hatte erst wenige Schritte zurückgelegt, als sie sich umwandte und lange die friedliche Hütte betrachtete. Ein blauer, wolkenloser Himmel wölbte sich darüber, während die Sonne ihre wärmsten Frühlingsstrahlen herabsendete. Sie sprach leise für sich:

„O, wie viel können wir von würdigen Armen lernen! Wir geben ihnen ein kleines Almosen und

Wo die Noth am höchsten, ist die Hilfe am nächsten.

An einem kühlen Sommernachmittage wanderte ich mit einer bekannten Dame zu einer nahen, lieblich gelegenen Mühle. Der röthliche Sandweg zieht sich theils durch dichte Wälder hin, theils führt er an sanft aufsteigenden Bergen vorbei und ist freundlich mit Heidekraut oder Schwarzbeeren begrenzt. Hier und da erblickt man auch ein wildes Geisblatt und die weiße Ophrys, deren zierliche Blüthenkelche einen köstlichen Wohlgeruch verbreiten, während die Weinberge ihren Resedaduft damit vereinigen.

Anfangs herrschte eine lautlose Stille, welche nur durch das Geräusch eines schwerbeladenen Heuwagens unterbrochen ward. Allmälig kehrte die Ruhe zurück und nur das sanfte Wiegen der Gräser und Halme, die tanzenden Mückchen oder das Flattern eines Vogels verkündete das Leben in der Natur.

Nach einer kleinen Weile gewahrten wir zur rechten Seite des Weges ein altes Mütterchen, das mühsam zur Erde gebeugt mit der Sichel das Gras abschnitt, während große Schweißtropfen auf ihrer ge-

furchten, braunen Stirne glänzten. Ich blieb stehen und redete die Alte an: „Deine zitternde Hand vermag ja kaum die Sichel zu halten, und Du scheinst mir sehr ermattet. Wie hart ist solch eine Arbeit in Deinem Alter!"

Das Weib schaute mir treuherzig in's Gesicht und entgegnete: „Nun, leicht wird mir's freilich nicht, aber ich thu's gern für meine Geis, sie gibt mir dafür gute Milch und das zahme Thier ist auch das letzte Geschenk vom alten Müller. Gott hab' ihn selig und vergelt ihm droben im Himmel hundertfältig, was er mir Gutes gethan hat, und nicht nur mir allein, auch meinen doppelt verwaisten Enkelkindern. Noch wenig Tage vor seinem Verscheiden kaufte er der Marie zu ihrem ersten heiligen Abendmahl ein neues Gewand. Sie hat ihm gar nicht dafür danken können, d'rum flicht sie nun drinnen im Wald Mooskränze für sein Grab."

So sprach die Alte, während sie die Thränen des Dankes aus ihren Augen trocknete und sich dann wieder zu ihrer schweren Arbeit niederbeugte.

Wir hatten uns nur wenige Schritte entfernt, als wir auch das Mädchen erblickten. Sie war so ganz in das Flechten eines Mooskranzes vertieft, daß sie uns nicht einmal zu bemerken schien, und wir sie mit aller Muße betrachten konnten. Wie viele Kränze wird das rosige Mädchen noch winden, wie viele Hoffnungen hineinflechten, die sich in Thränen ver-

wandeln, bis endlich auch ein Todtenkranz von lieber Hand geflochten, ihr stilles Grab zieren wird.

Schweigend setzten wir unsern Weg fort: die ernstesten Betrachtungen und Gedanken waren durch diese Begegnung in uns entstanden. Wir gelangten bald zur malerisch gelegenen Mühle, die ich vor mehreren Jahren zum letzten Male besucht hatte. Wie viele Veränderungen waren seit jenem Tage dort vorgegangen! Noch erblickte ich im Geist den treuherzigen Müller mit seinem wohlwollenden runden Gesichte, seinen blauen Augen, welche jenen meines Großvaters König Maximilian so ähnlich gewesen! Wie gastfreundlich hatte er uns aufgenommen, im Kreise seiner Familie, der blinden Frau, des ältesten Sohnes, der Schwiegertochter, dem frohen Enkelpaare, und dort im nahen Garten, in der großblättrigen Jasminlaube, mit Wein nnd Handkäs so herzlich bewirthet. Noch im selben Jahre ward der traute Familienkreis durch einen Todesfall verringert; der älteste Sohn im kräftigsten Mannesalter wurde das Opfer einer Krankheit. Als aber in diesem Frühlinge die Veilchen ihre süßen Düfte verbreiteten, als die Waldsänger ihre Lenzeslieder sangen und neues Leben überall in der Schöpfung waltete: — da erlosch das Lebenslicht des alten Müllers und harrte im Sarge des ewigen Auferstehungslenzes. Ein langer Zug der laut betenden Armen begleitete ihn zum Friedhofe, betropfte sein

Grab mit Thränen und verwandelte es in dankbarer Liebe zu einem Blumengarten.

Einige Monate später verließ die blinde Hausfrau das heimathliche Dach, denn nach diesem Tode kam ihr das Haus verödet vor, und sie zog zu ihrer verheiratheten Tochter in die nahgelegene Stadt.

So fand ich an jenem Sommernachmittage nur die junge Wittwe mit ihren zwei Kindern an der wohlbekannten Jasminlaube stehen, die einst der traute Vereinigungspunkt der ganzen Familie gewesen. Was mag da Alles in guter Rede erklungen sein! wenn an den Sonntagsnachmittagen die blinde Großmutter aus ihrer inneren hellen Gedankenwelt die anmuthigen Geschichten und Ereignisse ihrer eigenen Kindheit den um sie verweilenden, lauschenden Enkeln erzählte, während der Großvater aus seiner langen Pfeife rauchte, vergnügt den Kreis überblickte und hin und wieder unbemerkt in sein Schläfchen verfiel.

Nachdem mir die Wittwe alle diese traurigen Familienereignisse mitgetheilt hatte, wollten wir auf einem anderen Pfade den Heimweg antreten. Kaum waren wir jedoch eine kurze Strecke weiter gewandert, als man uns rieth, wieder umzukehren, da der Fußweg, welcher durch grüne Auen führte, zu feucht war. So lenkte ich denn etwas ärgerlich meine Schritte gegen den kürzlich verlassenen Weg hin; ich ahnte ...ht, daß sich Gott meiner als Werkzeug seiner

Barmherzigkeit bedienen wollte. Ehe wir noch den kürzlich verlassenen Pfad erreichten, trafen wir mit einer armen, sehr leidend aussehenden Frau zusammen. Obgleich sich ihre Hände weder flehend erhoben, noch ihre blassen Lippen sich zu einer Bitte öffneten, erwachte bei ihrem Anblicke plötzlich in mir die Erinnerung an eine Stelle, welche sich in der kostbaren, von Bischof Sailer aus allen Jahrhunderten zusammengelesenen Briefsammlung befindet:

„Die Armuth bringt ein Empfehlungsschreiben vom lieben Gott.“

Ich frug die Frau nach der Ursache ihrer schwerbetrübten Miene, während ich ihren Augen folgte, welche sich auf einen etwas entferntern Gegenstand hefteten, und einen etwa sechszehnjährigen Knaben entdeckte, der auf dem Rain des Weges hingesunken war. Die mich begleitende Dame ergänzte meine Frage: „Ist Euer Sohn krank, arme Frau?“

Jetzt seufzte sie tief auf und rang nach Worten: „Nein, Gott sei Dank, er ist nicht mehr krank; aber noch so schwach vom überstandenen Typhus, an dem gleichzeitig auch meine älteste Tochter darniedergelegen, die aber der liebe Gott zu sich genommen hat, und nun brach er hier unter der Reisiglast auf seinem Rücken zusammen.“

Ich forschte hierauf: „Wahrscheinlich fehlt Deinem Knaben die stärkende Kost?“

Die Frau entgegnete seufzend: „Ach, leider Gott! ich kann sie ihm nicht verschaffen. Ehe wir heute Morgen in den Wald gingen, um dürres Holz zu sammeln, hatte ich nicht einmal für den Vater, geschweige für die Kinder eine Suppe, und er hat's vor Allen nöthig."

„Arme Frau!" erwiederte ich; „wie magst erst Du an Hunger leiden!"

„O!" sagte sie, „wenn ich nur mit meinen gichtkranken Händen arbeiten könnte, ich wollte ja gar nicht klagen. Hätte ich nur meine Gesundheit, wie damals, als ich heirathete und auf dieselbe vertraute, um uns redlich zu ernähren. Im ersten Jahre unserer Ehe konnten wir sogar einen Sparpfennig auf die Seite legen. Mein braver Mann arbeitete als Taglöhner, während ich daheim spann, nähte oder strickte. Mit dem Tod unsers ersten Kindes kam das Leiden über uns, und dann folgte Sorge auf Sorge, es ging gar nicht mehr aus. Nach und nach fing ich zu kränkeln an, und es reichte unser Verdienst nicht mehr für die nachfolgenden acht Kinder. Um keine Schulden zu machen, verkauften wir zuerst unsere Sonntagskleider, dann versetzten wir die von meiner Mutter selbst gesponnene Leinwand, was mir die meisten Thränen kostete."

„Aber warum hast Du in solcher Noth keine Bittschrift an den König eingereicht?" frug ich sie nun.

Da entgegnete sie mit einem neuen Seufzer: „Wo hätte ich die vierundzwanzig Kreuzer hernehmen sollen? so viel kostet's beim Schreiber, und wir hatten oft keinen Kreuzer für das tägliche Brod im Hause, und so ergab ich mich in unser Elend."

Da tröstete ich sie mit den Worten: „Verzage nicht, arme Frau, sondern denk daran: „Wo die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten."

Sie nickte mit dem Haupte und sagte: „Ja, ja, das steht freilich auch in meinem Gebetbuche."

„Nun so fasse Muth und vertraue auf Gott!" fügte ich beschwichtigend bei.

Mittlerweile war ein rothwangiger, armer Bauernknabe zur nahen Mühle geeilt, um einen Karren herbeizuschaffen; da er keinen fand — sie waren alle zum Gebrauche im Walde — erbot er sich freiwillig, die Holzbürde sich selber aufzuladen. Während dessen brachte ein Knecht aus der Mühle Brod und Milch; Mutter und Sohn stillten ihren Hunger und waren sichtlich erquickt; dann traten sie ihren Heimweg an.

Wir lenkten gleichfalls unsere Schritte nach dem kleinen, von uns bewohnten Landhause; aber vor unsern Augen schwebte noch immer das Jammerbild, welches wir auf dem Wege gesehen.

Am darauf folgenden Tage theilte ich meiner damals anwesenden ältesten Schwester das große Elend mit, von dem wir selbst Zeuge gewesen, und diese sandte

mit Freuden ein Sümmlein, um die Noth einiger Maßen zu lindern.

Als wir wenige Tage nach dieser Begebenheit unsere Heimreise antraten und durch die nächste Stadt fuhren, gewahrten wir vor ihrer Hausthüre die arme Frau, welche mir mit beiden Händen herzlich zuwinkte, während ihr thränenfeuchter Blick mir auszudrücken schien:

„Wahrlich, wo die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten.“

So ward meinem Herzen noch beim Scheiden durch den freundlichen Abschiedsgruß einer Armen diese innige Freude bereitet, und ich segnete den Augenblick, wo ich anfangs ärgerlich die Schritte von dem erwählten Wege ablenken mußte. O, wie viel Dank schulden wir dem lieben Gott, wenn er unsere kleinen Unannehmlichkeiten in Wohlthaten für Arme verwandelt und uns außerdem noch Mittel und Gelegenheit darbietet, als unwürdige Werkzeuge seiner Barmherzigkeit den dürftigen Nebenmenschen zu dienen!

Das
kranke Akrobaten-Mädchen.

mit Freuden ein Sümmchen, um die Noth einiger Waisen zu lindern.

Als wir wenige Tage nach dieser Begebenheit unsere Heimreise antraten, und durch die nächste Straße fuhren, gewahrten wir vor ihrer Hausthüre die arme Frau, welche mir mit beiden Händen herzlich zuwinkte, während ihr thränenfeuchter Blick mir auszudrücken schien:

Wahrlich, wo die Noth am größten, ist [illegible]

So ward meinem Herzen noch beim Scheiden durch den freundlichen Abschiedsgruß einer Armen viele innige Freude bereitet, und ich segnete den Augenblick, wo ich anfangs ärgerlich die Schritte von dem erwählten Wege ablenken mußte. O, wie viel Dank schulden wir dem lieben Gott, wenn er unsere kleinen Unannehmlichkeiten in Wohlthaten für Arme verwandelt und uns dann ungebeten noch Mittel und Gelegenheit darbietet, als unwürdige Werkzeuge seiner Barmherzigkeit den dürftigen Nebenmenschen zu dienen!

Kaum waren in einer romantischen Hochlandsgegend die feierlichen Orgeltöne des sonntäglichen Gottesdienstes verstummt, als schon die rauschende Jahrmarktsmusik der Pfeife, Posaune, der kleinen und großen Trommel erscholl, um die zahlreiche Schaar der Landleute zu einer akrobatischen Vorstellung einzuladen.

Augenblicklich verließen die festlich gekleideten Gebirgsleute das friedliche Gotteshaus und begaben sich in die dumpfe Schwüle, das tosende Treiben zwischen den aufgeschlagenen Buden, auf welche die hohen, theilweise beschneiten Berggipfel in ihrer majestätischen Ruhe herabblickten. Bald füllte sich der ganze Raum mit Schaulustigen; die fromme Stimmung der Gemüther war im raschen Wechsel zur weltlichen Lust übergegangen und der kurz zuvor auf das Höhere gerichtete Sinn erging sich nunmehr in dem Bestreben, mit möglichst Wenigem möglichst Viel einzukaufen.

Hier belagert eine Schaar sehnsüchtiger Kinder eine kleine, hölzerne Bude voll bunter Wachsstöcke und

vielfältig geformter Lebkuchen. Wie mahnt der würzige Duft an die hellerleuchteten Christbäume der frohen Weihnachtsabende! dort rühmt ein redseliger Kaufmann seine Waaren an und lockt die jungen Mädchen herbei um sich Bänder und Kleiderstoffe für den nächsten Tanz zu kaufen, während die sorgsamen Hausmütter sich um die Niederlage der Kochgeschirre und steinernen Krüge sammeln und sorgfältig mit dem Finger prüfend daran klopfen, ob der Klang ein guter und kein Sprung verborgen sei. Die rüstigen Bergsteiger umdrängen die Buden angefüllt mit festgenagelten, dickbesohlten Schuhen, mit Gebirgshüten und Joppen; die muntern Knaben jedoch beginnen bereits ihr sinnbetäubendes Conzert mit den gekauften hölzernen Pfeifen und blechernen Trompeten. Sie scheinen nicht weniger davon befriedigt, als jene berühmten Tonkünstler, wenn ihnen nach vollbrachten Meisterstücken die lauten Beifallsbezeugungen der begeisterten Zuhörer zu Theil werden.

Zwischen den mannigfaltigen Buden hat auch die ländliche Kunst ihr Lager aufgeschlagen mit jenen bekannten Schnitzwerken, welche aus dem stillen Gebirgs-Thale hinauswandern in die weite Welt; daneben prangen in bunten Farben kleine und große Heiligenbilder. Gemalte und ungemalte Lithographien wechseln mit vergilbten Holzschnitten, woran die vielen buntglitzernden Rosenkränze herabhängen.

Durch dieses lärmende und bunte Gewühl drängt sich plötzlich ein menschenfreundlicher Arzt; kaum vermag er sich Bahn zu brechen; doch das kranke Akrobatenmädchen bedarf dringend seiner Hilfe. Schon von Ferne erblickte er einen ältlichen Mann in einer polnischen mit seidenen Schnüren verzierten Sammtjacke, auf welcher viele Jahre abgespiegelt sind. Schwarze Haare umflatterten das fahle Gesicht, an dem ein spärlicher Bart herabhängt. In dem hohlen Antlitze ist keineswegs Freude, sondern bange Sorge ausgeprägt über die schwere Krankheit seiner Tochter. Es ist der Akrobat, ehemaliger Stabstrompeter unter dem alten Könige Max von Bayern.

„O, kommen Sie, Herr Doktor! mein ältestes Mädchen ist schwer erkrankt; bringen sie der Aermsten Hilfe oder Linderung in ihren Leiden, ja, in der drohenden Lebensgefahr!“ — So rief der besorgte Vater dem Arzte entgegen, während er einen grünen außergewöhnlich großen Wagen öffnete und auf seinen gichtkranken Füßen mühsam zurückkehrte in den Kreis der tanzenden Kinder, die unter seiner Leitung in alten, abgeblichenen, seidenen Röcken verschiedene Kunststücke vor der schaulustigen Volksmenge ausübten. Das kranke Akrobatenmädchen hatte ehemals gleich ihren Schwestern mit rosigen Wangen und lächelndem Munde in denselben Kleidern die mühsam erlernten Tänze ausgeführt und klatschenden Beifall ge-

ärntet, bis sie eines Tages von Schmerz überwältigt, erschöpft zu Boden sank.

Welch' ein trauriger, eigenthümlicher Anblick bot sich dem Arzte dar, als dieser in den grünen Wagen eintrat!

Das kranke, ehemals jugendlich schöne Akrobatenmädchen schmachtete von lästigen Fliegen umschwärmt auf einer schmalen, hölzernen Bank, worüber ein alter Strohsack ausgebreitet lag. Dicht neben der Kranken befand sich noch eine erbärmliche Schlafstätte für die übrigen Familienglieder. Zu Haupte der Schwindsüchtigen sah man einen beweglichen Herd, worauf eine kraftlose Wassersuppe dampfte; daneben stand ein Schaff voll zerrissener Wäsche zum Reinigen, und der Blick der Schwerleidenden fiel nicht auf ein Bildniß unsers göttlichen Erlösers, sondern auf eine alte Bajazzomütze, die auf der gegenüber stehenden Bank liegen geblieben war.

Theilnehmend näherte sich der Arzt dem todtkranken Mädchen, das seinen matten Kopf kaum vom dünnen, harten Polster zu erheben vermochte. Die großen blauen Augen glänzten und die eingefallenen Wangen glühten von heftiger Fieberhitze. Fast fehlte ihren zitternden Händen die Kraft ein mit mattem Wasser gefülltes Glas an die brennenden Lippen zu bringen, womit sie vergebens den heißen Durst zu stillen suchte.

Nach einer Weile verließ sie der Arzt, der sich von ihrem rettungslosen Zustande überzeugt hatte, mit der freundlichen Zusage, noch am selben Tage ein schmerzlinderndes Mittel zu bringen. Bald kehrte er wieder zurück, um der Kranken anzubieten, sich in's Spital tragen zu lassen, wo sie unter der mütterlichen Pflege der alten, treuherzigen Krankenwärterin möglichste Erleichterung finden könnte. Aber sie lehnte dies Anerbieten mit innigem Danke ab; denn lieber wollte sie das sichere Obdach, das gute Bett und die sorgsame Pflege entbehren, als sich von ihren Eltern, ihren vielen Geschwistern, mit denen sie gerne alle Leiden, alle Beschwerden theilte, zu trennen, und ferne von diesen ihre letzten Lebenstage zuzubringen. Sie mochte wohl ahnen, daß es eine Trennung für das irdische Leben sein würde.

Mittlerweile wurde in Folge dieser Ablehnung dem kranken Mädchen ein besseres Lager bereitet, etwas Wäsche und ein Andachtsbuch aus der Nachbarschaft gebracht. Dankbar nimmt die Hilfsbedürftige die verschiedenen Liebesgaben hin, aber kein Lächeln erhellt selbst für einen kurzen Augenblick den schwermüthigen Gesichtsausdruck.

Jetzt tritt ein ehrwürdiger Pater in seinem rauhwollenen Habit aus dem Orden des heiligen Franziskus an das Lager der Leidenden. Seine Augen ruhen mit innigem Erbarmen auf der ganzen Umgebung, welche mit der Scene in so schroffem Wider-

spruche steht; sein milder, frommer Blick, welcher mehr sagt, als die längste Rede, taucht gleichsam in die Seele des Mädchens, und leise legt er in ihre zitternden, abgemagerten Hände ein kleines, hölzernes Kruzifix.

Kaum hat das kranke Akrobatenmädchen das Zeichen unserer Erlösung erblickt, so verwandelt sich ihr vor einer Weile noch schmerzlich erregter Gesichts-Ausdruck zur frommen Verklärung; süße Thränen der Wonne glänzen in ihren großen, blauen Augen, inbrünstig umfaßt sie das Kreuz, küßt es mit rührender Andacht und Liebe und ruft beglückt aus:

„Jesus, Dir leb' ich! Dir sterb' ich! Dein bin ich todt und lebendig!"

Dann fügte sie mit rührender Freude bei:

„So wird noch mein sehnlichster Wunsch erfüllt. O, von Allem erfreut mich dieses Kruzifix am meisten!" —

Hierauf äußerte sie den Wunsch, ja, das sehnsüchtige Verlangen, die heiligen Sterbsakramente zu empfangen. Nachdem sie dieses großen, unschätzbaren Glückes theilhaftig geworden, legte der fromme Diener Gottes noch segnend seine Hände auf ihr Haupt und sprach beim Abschiede:

„Das Kreuz begleite Dich auf Deiner mühevollen Erdenreise. Dieser Anblick stärke Dich in schauerlicher Kälte und drückender Hitze, in peinlichem Hunger und brennendem Durste, bei allen Entbehrungen, in bangem, tiefen Schmerze, und wenn dereinst die Schauern des Todes über Dich hereinbrechen, und Du all'

Deine Lieben verlassen mußt, so erfülle Dich beim Anblick des Kreuzes das tröstliche Bewußtsein, aus Liebe zu Jesu gelitten zu haben. Dann trete mit freudigem Glauben, mit zuversichtlicher Hoffnung, mit glühender Liebe und Dankbarkeit, die letzte Reise — die Reise zur Ewigkeit an."

Nun verstummte allmählig der Lärm des Tages; die Verkäufer legen ihre Waaren in die Kisten, vom Thurme herab ertönen die Glocken, welche den Jahrmarkt ausläuten, die Schatten des herannahenden Abends senken sich über die Gegend, und die Menschen kehren in ihre Wohnungen zurück. Auch der große Wagen der Akrobatenfamilie fuhr langsam — als sei es ein Leichenzug — durch das enge Thor in die weite, weite Welt hinaus, während die Bergspitzen sich rötheten, und die Sonne ihren letzten Abendgruß darüber ergoß. Und wie der lärmende Tag hinüberschwand in den ruhigen Abend, und wie der Abend erlosch in der todesstillen Nacht, aus welcher ein neuer, sonnenheller Morgen herrlich ersteht: — so zieht auch das arme, kranke Mädchen ihrem Lebensabend, plötzlich noch erleuchtet von dem Himmelsgruße des Kreuzes, entgegen, um aus der tiefen Nacht des Todes zu erstehen und den ewigen, lichten Auferstehungsmorgen zu feiern.

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).